1,50 DM / Band 120
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

# JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



# Zombies im Bermuda-Dreieck

Belgien F 28 / Frankreich F 3.80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65




# Zombies im Bermuda-Dreieck

## John Sinclair Nr. 120

## Teil 2/2

***von Jason Dark***

***erschienen am 21.10.1980***

***Titelbild von Vicente Ballestar***

Sinclair Crew

# Zombies im Bermuda-Dreieck

Das rote Licht der Fackeln war auf der gesamten Insel zu sehen. Überall bewegten sich die zuckenden, flammenden Augen – von Norden nach Süden, von Osten nach Westen. Der Weiße Magier hatte die Einwohner mobil gemacht. Und sie gehorchten, denn er war der unumschränkte Herr der Insel und hatte sie auf seinen Namen getauft. Caligro Island!

Eine Schreckeninsel war daraus geworden. Ein Eiland des Grauens, mit lebenden Toten und mordenden Schrumpfköpfen. Für Caligros Feinde war es praktisch unmöglich, diesen Ort des Horrors zu verlassen.

Und doch stellten sich mutige Männer gegen den Weißen Magier. Dazu gehörten auch Myxin und Suko.

»Die suchen uns«, flüsterte Myxin und blieb stehen.

Der Chinese nickte.

Er und Myxin hatten den Friedhof des Schreckens hinter sich gelassen, nachdem durch eine finstere Beschwörung die Leichen aus den Gräbern gestiegen waren.

Es war zu einem mörderischen Kampf gekommen, die Untoten hatten zwar nicht gesiegt, doch Myxin und Suko war es ebenfalls nicht gelungen, die lebenden Leichen zu vernichten.

Meine Freunde hatten nicht verhindern können, daß ich, John Sinclair, in Gefangenschaft geriet.

Sie wollten mich befreien und gingen davon aus, daß Caligro mich in seinem Haus versteckt hielt.

Doch der Weg dorthin war nicht mit Dornen, sondern mit lebenden Leichen gepflastert. Und die würden keine Gnade kennen, wenn ihnen die beiden Menschen in die Hände liefen.

Deshalb mußten Suko und Myxin vorsichtig sein.

Zum Glück waren die beiden Männer bewaffnet. Myxin trug seine alte Dämonenpeitsche. Er hatte Suko damit das Leben gerettet und ließ sie nicht aus der Hand.

Suko verlangte sie auch nicht zurück.

Er verließ sich auf seine Beretta und die Gnostische Gemme. Und noch etwas hatte er aus dem Einsatzkoffer mitgenommen. Die Eichenbolzen verschießende Druckluftpistole. Sie war zwar unhandlich zu tragen, doch im Endeffekt sehr wirkungsvoll, da sie fast lautlos schoß.

Die offizielle Straße wollten sie nicht nehmen. Dort lauerten sicherlich Caligros Diener. Den beiden Männern blieb nur die Möglichkeit, sich quer durch den tropischen Dschungel zu schlagen.

Es war sowieso eine seltsame Insel. Auf der Westseite dieser Regenwald, jedoch zum Osten hin Felsen und Steilküste, wo seit Urzeiten die Brandung gegen donnerte.

Dort waren Suko und seine Freunde auch abgesetzt worden. Der Fischer hatte schnell kehrtgemacht. Er wollte mit der Insel nichts zu tun haben und weigerte sich, einen Fuß auf das Eiland zu setzen. Es hatte sich herumgesprochen, daß hier etwas Schlimmes vor sich ging.

Manchmal hörten Suko und Myxin die Stimmen der Häscher. Sie verständigten sich durch Rufe, und Suko nahm an, daß sie einen Kreis zogen.

Gar nicht so ungeschickt, denn irgendwann würden sie auf die beiden treffen.

Myxin und Suko schlugen sich in das Unterholz. Es war nicht mit einem normalen Wald zu vergleichen, denn hier wuchs alles ungehindert durcheinander. Das Unterholz bildete eine fast undurchdringliche Barriere.

Suko ging an der Spitze. Er hatte die meiste Kraft, räumte Lianen und widerspenstige Dornen zur Seite, schreckte die Tiere des Waldes auf und sah kleine Affen von einem Baum zum anderen springen.

Suko und Myxin waren drauf gefaßt, mit Untoten zusammenzustoßen. Sie mußten auch auf ihre Umgebung achtgeben, denn in diesen Regenwäldern lauerten Schlangen auf ihre Beute.

Ein Biß, und es war vorbei, wenn man kein Gegengift besaß.

Sie waren über die normale Straße gekommen. Suko hatte sich auch die Richtung gemerkt. Jeden Meter rang er dem Urwald buchstäblich ab. Insekten umschwirrten die Männer, setzten sich auf der Haut fest und stachen.

Suko hatte es längst aufgegeben, nach ihnen zu schlagen. Es waren zu viele.

Der Wald glich einem Tunnel. Die Luft war feucht und schwül, man konnte sie kaum atmen. Zudem war es Nacht, und selbst das Licht der Sterne fiel nicht durch das Blätterdach.

Plötzlich versanken Sukos Füße im Schlamm.

Sofort blieb der Chinese stehen.

Er senkte den Kopf, schaute nach vorn und sah etwas glänzen. Es war ein Tümpel.

Suko drehte den Kopf. Über die Schulter gewandt, sagte er zu Myxin: »Wir müssen den Tümpel umgehen, ich weiß nicht, welche Gefahren im Wasser lauern.«

Myxin nickte.

Das Umgehen erwies sich als schwierig, denn der Tümpel breitete sich an seinen Rändern zu einem regelrechten Sumpf aus. Die Männer liefen Gefahr, darin zu versinken.

Dann hatte Suko eine Idee.

Von einem hohen Baum hingen einige Lianen. Sie waren fest mit dem Zweigwerk verfilzt. Suko packte eine Liane, zog daran und nickte zufrieden.

Sie würde sein Gewicht halten.

»Wir machen es wie Tarzan«, meinte er grinsend.

Myxin fragte: »Wer ist das?«

»Ein Dschungelheld. Ich probiere es zuerst.« Der Chinese packte die Liane, umwickelte beide Hände, stieß sich ab, bekam den nötigen Schwung und glitt mit angezogenen Beinen über den Tümpel hinweg. Auf der anderen Seite faßte er einen tiefer hängenden, knorrigen Ast und hielt sich daran fest.

Dann schleuderte er die Liane zu Myxin hinüber.

Der Magier fing sie geschickt auf, gab sich ebenfalls Schwung und stieß sich ab.

Er befand sich noch in der Luft, als Suko das Geräusch hörte.

Zweige knackten und brachen. Einen Augenblick später erschienen

zwei Gestalten am Rand des Tümpels.
Untote!
Die Zombies sahen den Magier und streckten ihre Arme aus, um Myxin zu packen. Sie hätten es geschafft, wenn Myxin den nötigen Schwung besessen hätte, doch sein Flug war zu kurz.
Er pendelte wieder zurück.
Den Untoten in die Arme.
Das alles sah Suko, und er reagierte sofort. Um sich durch einen Schuß nicht zu verraten, nahm er die Druckluftpistole und nicht die Beretta.
Myxin hatte sich mit beiden Händen an die Liane geklammert. Er konnte auch nicht an die Dämonenpeitsche heran und pendelte hilflos auf den ersten Untoten zu.
Das Licht war schlecht. Suko hoffte nur, daß er den Zombie auch traf.
Er schoß.
Ein schmatzendes Geräusch ertönte, als der Bolzen den Lauf des Revolvers verließ.
Der Zombie, der nach Myxins Schulter greifen wollte, bekam einen mörderischen Schlag gegen die Stirn, taumelte zurück, und seine Hand verfehlte den hilflosen Magier.
Er fiel.
Es klatschte, als er in die Brühe schlug, während Myxin auf Suko zuschwang.
Der Chinese streckte den linken Arm aus, bekam den kleinen Magier zu packen und zog ihn auf den Ast.
Zombie Nummer zwei stand am Rand des Tümpels und schüttelte den Kopf. Dann drehte er sich um. Mit staksigen Schritten verschwand er im Unterholz. Seinen Artgenossen ließ er im Stich.
Suko und Myxin atmeten auf.
Der Zombie war in den sumpfigen Tümpel gefallen. Es gelang ihm nicht mehr, sich zu befreien. Der Sumpf griff mit unzähligen Armen nach ihm und zog ihn in die Tiefe.
Das Letzte, was beide Männer von der lebenden Leiche sahen, war eine gekrümmte Hand.
»Danke«, sagte Myxin.
Suko winkte ab. »Ich habe mich nur revanchiert.« Damit war für ihn das Thema erledigt.
»Wie kommen wir am besten weiter?«
Myxin hatte die Frage gestellt, und Suko schaute sich um. Er deutete auf den Boden, der ihm nicht sehr begehbar aussah. »Am besten bleiben wir in dieser Höhe.«
»Du meinst, wir sollen uns von Baum zu Baum hangeln?«
»Genau.«

Myxin zog ein zweifelndes Gesicht, sagte aber nichts.

»Zur Not kann ich dich ja tragen«, meinte Suko und faßte schon nach dem nächsten Ast.

Jetzt kam ihnen zugute, daß die Bäume so dicht beieinander standen. In dieser Höhe schreckten sie zahlreiche kleine Affen auf, die kreischend davonstoben.

»Der Lärm gefällt mir gar nicht«, meinte Suko. »So können unsere Gegner erfahren, wo wir stecken.«

»Du kannst die Affen ja nicht vertreiben.«

»Leider.«

Sie kamen ziemlich gut voran. Und auch Myxin hielt sich tapfer.

Suko prüfte jedesmal genau die nächsten Schritte, bevor sie weitergingen. Manchmal hangelten sie sich auch an den Lianen voran.

Und sie sahen ihre Häscher.

Der Widerschein zahlreicher Fackeln schimmerte hin und wieder durch das verfilzte Buschwerk. Dann blieben Suko und Myxin jedesmal zurück und warteten, bis die Gefahr vorbei war.

Schließlich wurde der Wald lichter.

»Da müßte bald die Straße sein«, murmelte der Chinese.

»Und das Haus.«

»Genau.«

Suko schaute nach vorn. Auf die Straße konnten sie auf keinen Fall, denn die brennenden Fackeln wiesen sie darauf hin, daß ihre Gegner diesen Weg abgeschnitten hatten.

Welche Möglichkeit blieb?

Nur durch den Dschungel.

Das ging so lange gut, bis sie anderes Gelände erreichten. Wie schon erwähnt, besaß Caligro vor dem Haus einen gepflegten tropischen Garten. Hinter dem Gebäude jedoch schloß sich ein Stück Dschungel an, das man ohne weiteres als Horrorwelt bezeichnen konnte.

Das aber wußten weder Myxin noch Suko.

»Versuchen wir, von vorn in das Haus zu gelangen«, schlug Suko vor.

Myxin deutete zur Seite. Nahe dem Straßenrand standen zwei Männer. Sie hatten keine Fackeln und verschmolzen fast mit den Bäumen. Wenn sie auf Sukos Plan eingehen wollten, dann mußten sie die beiden Männer ausschalten.

Myxin teilte dem Chinesen dies leise mit.

»Das wird schon klappen«, sagte Suko. »Hör zu, ich habe einen Plan.« Er flüsterte ihn Myxin ins Ohr. Der Magier hörte zu und nickte begeistert.

Das war genau nach seinem Geschmack.

»Dann mach's gut«, wisperte Suko und gab Myxin einen Klaps auf die Schultern.

Der kleine Magier mit der grünlich schimmernden Haut ließ sich aus

der luftigen Höhe fallen. Er landete dicht am Straßenrand. Obwohl es dunkel war, sahen die beiden Aufpasser die Bewegung sofort.

Myxin war kaum hochgekommen, da stürzten die Kerle schon auf ihn zu. Und beide hielten Messer in den Händen.

Die Typen hatten nur Blicke für Myxin, nach oben schaute keiner.

Und von dort kam Suko wie ein rächender Götze.

Wuchtig stieß er sich ab, klappte im Sprung seine Beine auseinander und schlug gerade im rechten Augenblick zu. Mit dem linken Fußballen traf er das Kinn eines Mannes. Dessen Kopf wurde zurückgeschleudert, und die Hand mit dem Messer fiel nach unten.

Der zweite hatte ein paar Atemzüge Zeit. Er drehte sich und stieß mit der Klinge zu.

Suko war soeben gelandet.

Wie ein leerer Ballon ließ er sich zusammenfallen, das Messer glitt über ihn hinweg, und der Mann lief auf.

Darauf hatte Suko gewartet.

Sein Uppercut traf genau ins Ziel.

Es war ein Sonntagsschlag. Der Kerl verdrehte die Augen und ging zu Boden.

Myxin rollte ihn sofort von der Straße.

Noch war der zweite da. Und dieser Kerl kam soeben auf die Beine. Er sah noch ziemlich angeschlagen aus.

Bevor er die Situation erfassen und einen Warnschrei ausstoßen konnte, war Suko bei ihm.

Die Handkante sichelte auf den Kerl zu. Der riß die Augen auf, wollte wegtauchen, schaffte es nicht mehr.

Er fiel hin und blieb bewußtlos liegen.

Suko rieb sich die Hände, grinste und nickte. Danach rollte er den Kerl von der Straße.

Den Dolch nahm er an sich. Myxin hatte die zweite Waffe genommen.

»Warum hast du sie nicht getötet?« fragte der kleine Magier.

Suko schaute Myxin ernst an. Die Zeit nahm er sich, obwohl die Gefahr groß war.

»Vielleicht bist du noch zu sehr Schwarzblütler, um das begreifen zu können«, sagte er, »aber die beiden sind Menschen, keine Dämonen. Und Menschen töte ich wirklich nur in Notwehr, wenn mein oder das Leben Unschuldiger bedroht ist.«

»Und damit seid ihr bisher durchgekommen?« fragte Myxin zweifelnd.

»Ja. Das menschliche Leben ist das höchste Gut. Wenn du mit uns zusammenarbeiten willst, mußt du dir das merken. Bei euch herrschen andere Gesetze. Dämonen kennen keine Rücksicht. Sie haben keine Wertvorstellungen, wissen nicht, was gut oder weniger gut ist. Sie

wollen nur vernichten. Bei uns ist es umgekehrt.« Suko lächelte. »Ich glaube, die Worte mußten einmal sein.«

Nachdenklich schritt Myxin die nächsten Minuten neben dem Chinesen her.

Suko paßte auf wie ein Luchs. Er hatte seine Blicke überall, doch in unmittelbarer Nähe des Hauses hatte der Weiße Magier keine Wachen postiert.

Er fühlte sich in seiner Burg wohl sicher.

Und den Zahn wollte Suko ihm ziehen.

Sie sahen durch das dunkle Grün der Büsche plötzlich etwas Helles schimmern. Nach drei weiteren Schritten erkannten sie eine weiße Steinmauer.

Das war ihr Ziel.

Suko lächelte. »Okay, dann wollen wir mal.« Er steckte den Griff des Messers zwischen seine kräftigen Zähne, wobei er wie ein Pirat ausschaute.

Eine Alarmanlage sah Suko nicht. Dicht vor der Mauer stieß er sich ab und sprang hoch.

Beide Handballen stemmte er auf die Krone, schwang sein rechtes Bein hoch, legte sich hin und reichte Myxin die Hand.

Der kleine Magier packte zu und ließ sich hochziehen. Bisher klappte alles wie am Schnürchen.

Sie sprangen und landeten auf weichem Rasen.

Die gepflegten Wege luden dazu ein, sie zu benutzen, doch Suko traute dem Braten nicht. Viel zu leicht konnten sie auf den kiesbestreuten Pfaden entdeckt werden.

Sie schlichen zwar auf das Haus zu, hielten sich dabei jedoch im Schatten zahlreicher tropischer Büsche, deren Blüten einen betäubenden Duft verbreiteten.

Die Fassade des Hauses schimmerte hell. Wahrscheinlich war das Gebäude aus weißen Steinen errichtet worden. Über dem Eingang leuchtete eine Kugellampe.

Suko hatte das Gefühl, daß sich er und Myxin nicht allein in diesem Park befanden. Bestimmt patrouillierten Aufpasser herum, vielleicht auch lebende Leichen, deren Herr der Weiße Magier schließlich war. Deshalb mußten sie noch vorsichtiger sein.

Nichts geschah. Sie hatten die Hälfte der Strecke bereits hinter sich, als sie einen kleinen Teich erreichten, auf dessen Oberfläche Seerosen schwammen.

Der Teich war von Zierpflanzen eingerahmt. Suko und Myxin mußten ihn umgehen.

Suko hatte Glück, Myxin nicht.

Der Magier fluchte plötzlich.

Suko blieb stehen.

Ein anderer hätte vor Schmerzen geschrien, nicht Myxin der Schwarzblütler. Er verspürte keine Schmerzen, obwohl er mit dem rechten Fuß in ein Fangeisen getreten war.

Dafür war Myxin ein Dämon.

Das Messer hatte er neben sich in den weichen Erdboden gesteckt. Mit beiden Händen versuchte er, das Fangeisen auseinanderzubiegen, doch seine Kraft reichte dazu nicht.

Suko mußte helfen.

Mit zwei Schritten war er da. Er hatte sich schon gebückt, als Myxin einen zischenden Warnlaut ausstieß.

»Die Zombies!«

Suko ruckte hoch.

Wo sie gelauert hatten, wußte er nicht. Auf jeden Fall waren sie plötzlich da.

Drei, vier, nein, fünf Untote, wankten auf Suko und den im Fangeisen steckenden Myxin zu.

Dem Chinesen blieb keine Zeit mehr, Myxin aus der Falle zu befreien, denn der erste Untote brach durch ein Gebüsch und griff ihn direkt an…

***

Es war eine Bilderbuchnacht.

Ein Himmel voller Sterne und inmitten der Pracht der fahle gelbblasse Mond.

Wenn jemand zur See fuhr, waren solche Nächte Höhepunkte, auch wenn man sie des öfteren sah.

Felix Conbarra gehörte zu den Menschen, die sich an einem Sternenhimmel nicht sattsehen konnten. Er saß am Heck der »Seabird« auf einem kleinen Klappstuhl und versuchte die Sterne zu zählen.

Das hatte er schon des öfteren probiert, es aber immer wieder aufgegeben. Heute wollte er es abermals versuchen.

Diese Beschäftigung reizte und packte ihn. Er war so in seine Aufgabe vertieft, daß er an eine Gefahr nicht dachte.

Doch die rollte an.

Aus der Tiefe des Meeres wuchs das Grauen. Lebende Leichen schwammen der Oberfläche entgegen, um den Befehl ihres Meisters auszuführen. Sie sollten das Schiff kapern und die Besatzung töten!

Und das genau würden sie tun!

Die Toten hatten das versunkene Schiff verlassen. Zehn Lebende Leichen hatten ihren neuen Kurs eingeschlagen.

Die »Seabird«!

Felix Conbarra ahnte nichts. Auch wenn er über die Reling geschaut hätte, wäre ihm kaum etwas aufgefallen. Das Wasser war dunkel, die Gestalten hoben sich kaum ab.

Aber sie kamen näher.
Die erste Hand klatschte gegen die Bordwand, tastete daran entlang und fand die Leiter.
Fünf aufgedunsene Finger klammerten sich fest.
Noch stieg der Zombie nicht hoch. Es schien, als müßte er Kraft sammeln.
Die lange Dünung rollte heran, trieb die Leiche hoch, und die Finger glitten ab.
Der untote Körper sank. Allerdings nicht tief, ein halbes Yard etwa. Dann schwamm er wieder an die Oberfläche.
Das Spiel begann von vorn.
Der Zombie packte die Sprosse. Diesmal allerdings mit zwei Händen. Weitere Köpfe tauchten neben ihm auf. Schreckliche Gesichter. Grünlich schimmerte die Haut, zum Teil war sie mit Beulen bedeckt. Leere, stumpfe Augen lagen tief in den Höhlen und wirkten wie farblose Steine.
Die Zombies waren wie Tiere. Jeder wollte als erster an der Leiter sein und hochsteigen. Sie stießen sich gegenseitig an und zur Seite.
Bis der erste seinen schwammigen Fuß auf die Sprosse setzte und langsam nach oben kletterte.
Felix Conbarra, der Matrose, hockte noch immer auf Deck und schaute in den Sternenhimmel. Er genoß diese Stunde der Muße und dachte nicht mehr an seine Wache. Was sollte auch schon passieren? Sicher, es gab Banden, die Schiffe überfielen, doch ihr Terrain lag weiter östlich, wo die Inseln langsam verschwanden und das Meer sich zum unendlichen Atlantik hin öffnete.
Von der Brücke fiel ein schwacher grüner Schein auf das Deck der »Seabird«. Dort oben brannte auch nur die Notbeleuchtung und das Licht für die Instrumente.
Hinter Felix befand sich das Zwei-Mann-U-Boot. Es hing an starken Stahltrossen, die bei jeder Schiffsbewegung stöhnten und heulten, als würde ein altersschwacher Hund über Deck laufen.
Der Matrose hatte sich an das Geräusch gewöhnt. Es wirkte irgendwie einschläfernd.
Solch eine Charterfahrt gefiel ihm. Da brauchte man nicht viel zu tun, und auch die Passagiere waren diesmal angenehm. Sie behandelten die Mitglieder der Besatzung wie Menschen, waren freundlich und hatten für jeden ein Lächeln übrig.
Es gab allerdings auch andere Mieter. Spleenige, neureiche Millionäre, die glaubten, sich für ihr Geld alles kaufen zu können und auch dementsprechend auftraten. Deshalb hatte es schon des öfteren Streit gegeben.
Felix’ Gedanken schweiften ab zu dem geretteten Mädchen. Die Kleine sah ja gut aus, ein Kind der Inseln. Woher mochte sie wohl

kommen? Welches Schicksal hatte sie aufs Meer verschlagen.

Fragen, auf die Conbarra gern eine Antwort gewußt hätte.

Vielleicht konnte er mit der Süßen mal ins Gespräch kommen, dann erfuhr er mehr.

Er überlegte gerade, ob er sich eine Zigarette anzünden sollte, als er das Geräusch hörte.

Das war kein Knarren der Stahltrossen, sondern ein dumpfes Klatschen von außen gegen die Bordwand.

Felix horchte.

Er spitzte regelrecht die Ohren, stand auf und blieb gebückt stehen. Das Geräusch wiederholte sich nicht. Vielleicht hatte er sich getäuscht. Trotzdem traute er sich nicht, wieder Platz zu nehmen.

Wenn er schon auf der Wache halb schlief, so wollte er einer Unregelmäßigkeit wenigstens nachgehen. Wenn nämlich Kapitän Romero Adams davon erfuhr, konnte er sehr sauer werden und ihn feuern. Und das Risiko wollte Conbarra auf keinen Fall eingehen.

Arbeitsplätze waren knapp genug.

Auf leisen Sohlen bewegte er sich vor auf die Backbord-Reling zu, legte seine Hände darauf und beugte sich vor.

Im ersten Augenblick glaubte er zu träumen.

Direkt unter ihm, praktisch armnah, kletterte jemand aus dem Wasser hoch.

Eine Gestalt.

Aber was für eine.

Felix hatte bereits des öfteren Wasserleichen gesehen, und diese Gestalt sah aus, als hätte sie lange im Meer gelegen, das erkannte er trotz der Dunkelheit.

Ein Toter.

Nein, ein lebender Toter.

Ein Horror-Wesen.

Die Augen des Matrosen wurden groß. Er öffnete den Mund, um Alarm zu schreien, doch er reagierte einen Moment zu spät. Das Wesen war da und packte zu.

Zielsicher umklammerten die eiskalten Finger die Kehle des Matrosen. Der Schrei erstickte bereits im Ansatz. Der Zombie ließ sein Opfer auch nicht los, als er sich über die Reling auf Deck schwang.

Felix krachte auf die Planken.

Der Untote blieb am Mann. Aus starren Augen glotzte er in das Gesicht des Matrosen, dessen Muskeln zuckten und dann schlaff wurden.

Der Zombie zog den Toten hoch, schleifte ihn bis an die Reling und warf ihn ins Meer.

Felix Conbarra versank wie ein Stein.

Der Weg für die restlichen Untoten aber war nun frei…

***

Der dichte Wald umgab mich wie die Mauern eines Gefängnisses.

Die Luft drückte, das Atmen fiel mir schwer, und in meinem Schädel tuckerte und hämmerte es.

Ich war in Gefahr!

Überall konnten die heimtückischen Gegner lauern. Ich wußte nicht, wer sie waren, was sie waren und wo sie sich befanden. Für mich war es ein nahezu tödliches Rätselraten.

Unter mir war der Boden weich und fedrig, rechts und links dichtes Unterholz, aus dem hin und wieder ein glühendes Augenpaar starrte.

Vorsichtig ging ich weiter. Meine Sinne waren gespannt, ich versuchte alles mitzubekommen. Trotzdem konnte ich nicht vermeiden, daß meine Gedanken in die nahe Vergangenheit glitten.

Durch Myxin, der plötzlich in London auftauchte, hatten wir von einem Weißen Magier gehört. Durch Nachforschungen war es mir gelungen, dessen Standort zu ermitteln.

Caligro Island.

Normalerweise sind Weiße Magier dem Guten zugetan. Hier verhielt es sich anders. Caligro nannte sich deshalb einen Weißen Magier, weil er immer ein helles Gewand trug. Ansonsten hatte er sich dem Bösen verschrieben. Vor allen Dingen dem Herstellen von Schrumpfköpfen und dem Voodoo-Zauber. Unter einigen Schwierigkeiten waren wir auf der Insel gelandet und fanden in einem jungen Eingeborenen namens Juan einen guten Führer. Er brachte uns zum Festplatz des Schreckens, der dicht neben einem alten Friedhof lag. Dort sahen wir Caligro. Er war damit beschäftigt, seinen Diener schwarzmagische Macht zu demonstrieren.

Er erweckte zwei tote Frauen.

Nach dieser Erweckung griffen wir ein, rechneten allerdings nicht damit, daß durch die Beschwörung auch die Toten auf dem naheliegenden Friedhof erwachten und ihre eingefallenen Gräber verließen. Sie waren zu Zombies geworden, und sie griffen uns an.

Es kam zu einem erbarmungslosen Kampf, in dessen Verlauf der junge Juan sein Leben lassen mußte. Mich attackierten die Leibwächter des Weißen Magiers, schlugen mich nieder und sperrten mich in ein menschenunwürdiges Verlies im Keller von Caligros Haus. Schon bald wollte mich der Magier sehen. Er legte mir seine Ziele klar. Er wollte der Herr der Toten werden, der König über die wandelnden Leichen, und mich schickte er in den Dschungel.

Unbewaffnet, denn mein Kreuz, die Beretta und den Dolch hatte er mir abgenommen. Das konnte er ohne weiteres, denn er war kein Dämon, sondern ein Mensch. Ihm machte es nichts aus, geweihtes Silber zu berühren.

Eine Hoffnung hatte ich.

Suko und Myxin mußte es während des Kampfgetümmels gelungen sein, zu fliehen. Wenigstens hatte ich nichts Gegenteiliges gehört, denn normalerweise hätte der Magier damit geprotzt, auch meine Freunde gefangengenommen zu haben.

Im Moment nützt mir das jedoch nichts.

Ich war völlig auf mich allein gestellt. Auch daß Caligro mich freigelassen hatte, bedeutete nichts. Dieser dschungelartige Garten war meiner Ansicht nach die reinste Todesfalle. Zudem liefen auch noch genug Zombies herum, die nur auf Opfer wie mich warteten.

Keine guten Zukunftsaussichten.

Ich blieb stehen und wischte mir den Schweiß von der Stirn.

Wenn ich zurücksah, hatte ich das Gefühl, der Weg hinter mir wäre zugewachsen.

Wohin sollte ich gehen?

Ich hatte schon mit dem Gedanken gespielt, wieder in Caligros Haus zurückzukehren. Dort würde man mich am allerwenigsten vermuten, doch das Gebäude wurde bestimmt bewacht, so daß ich ungesehen kaum hineingelangen konnte.

Blieb nur die zweite Möglichkeit, mit der meine Gegner ja auch rechneten.

Der Weg nach vorn – ins Verderben!

Und so ging ich weiter. Schritt für Schritt tiefer in den kochenden, widerlichen Dschungel.

Der Weg war nicht gerade, sondern führte in kleinen Kurven und Kehren voran. An einigen Stellen wuchsen die Zweige der Bäume bis auf den Weg, und feuchtwarme Blätter streiften wie die Netze von Spinnen über meine Gesichtshaut.

Manchmal glaubte ich, in der Ferne Stimmen zu hören. Es war sicherlich keine Täuschung. Wenn Suko und Myxin tatsächlich entkommen waren, dann hatte Caligro seine Diener und auch die Einwohner der Insel losgeschickt, um sie zu suchen.

Die Chancen der beiden waren ebenfalls verdammt gering, es sei denn, ihnen würde die Flucht zum Hafen gelingen, wo sie ein Boot kapern und Hilfe holen konnten. Daran glaubte ich jedoch nicht so recht. Suko war kein Mensch, der einen Freund im Stich ließ. Solange mein Schicksal nicht aufgeklärt war, würde er nicht ruhen, mich wiederzufinden. Umgekehrt wäre es ebenso gewesen.

Vorerst mußte ich mich allein durchschlagen und zusehen, daß ich am Leben blieb.

Und plötzlich sah ich das Licht.

Es schimmerte rot, war etwas milchig, und ich mußte schon genauer hinsehen, um erkennen zu können, wo genau es aufleuchtete.

Das war auf der rechten Wegseite.

Außerdem schien es nicht inmitten des Dschungels zu stehen, denn

dann hätte ich es nicht so klar erkennen können.

Selbstverständlich schritt ich auf die Lichtquelle zu. Wenn jemand so lange in der Dunkelheit herumirrte, war er froh, einen Lichtschein zu sehen.

Trotzdem übereilte ich nichts. Eine innere Stimme warnte mich.

Dieser verdammte Dschungel steckte voller Gefahren. Ich war auch sicher, daß sich an der Lichtquelle ein Gefahrenherd befand, und ich stellte mich darauf ein.

Um mich herum wisperte, schmatzte und raunte es. Die Geräusche des Dschungels schienen noch intensiver zu werden. Ich glaubte mich von Geistern umgeben. Manchmal hatte ich auch das Gefühl, ausgelacht zu werden.

Das Licht wurde zu einem Ball. Er faserte an den Seiten auseinander, aber es war nicht nur ein Ball, sondern mehrere. Hintereinander aufgereiht standen sie dort, auf langen Stangen, die aus dem Boden wuchsen.

Was hatte der Weiße Magier erzählt? Er stellte auch Schrumpfköpfe her. Caligro hatte nicht gelogen. Vor mir sah ich das Produkt.

Auf den Stangen hockten die schrecklichen Schrumpfköpfe, und sie leuchteten von innen.

Die Schrumpfköpfe waren also die Lichtquelle, die ich entdeckt hatte.

Vor der ersten Stange blieb ich stehen, legte den Kopf in den Nacken und schaute zu dem Schrumpfschädel hoch.

Obwohl mich das Licht ein wenig blendete, konnte ich doch Einzelheiten erkennen.

Der Kopf sah schaurig aus.

Er hatte sein Maul weit aufgerissen, ich sah die angefeilten Zähne und die großen, haßerfüllten Augen. Die Haut erinnerte mich an brüchiges Leder, durchsetzt mit zahlreichen Falten und Kerben.

Einzelne Haare hingen strähnig zu beiden Seiten des Schädels herab und berührten verknorpelte Ohren.

Nein, dieser Kopf bot wirklich keinen schönen Anblick. Er war abstoßend häßlich.

War das der Horror, von dem Caligro gesprochen hatte?

Ich glaubte nicht daran. Mochte der Anblick der Köpfe auch im ersten Moment schrecklich gewesen sein, lebensgefährlich waren diese Schädel nicht.

Bis jetzt vermißte ich meine Waffen noch nicht.

Ich ging weiter. Dabei peilte ich über die Schulter zurück, verdrehte die Augen und erkannte, daß sich der Kopf auf der Stange bewegte. Er verfolgte jede meiner Bewegungen.

Jetzt wurde mir doch etwas mulmig.

Nicht nur die Augen lebten, sondern der gesamte Schädel.

Ein klapperndes Geräusch ertönte. Unwillkürlich zuckte ich

zusammen und sah, daß der erste Schädel sein Maul geschlossen hatte.

Längst stand ich vor dem zweiten Kopf. Er unterschied sich kaum von seinem Artgenossen, höchstens in der Haarfarbe. Die des ersten Schädels war grau gewesen, der zweite hatte schwarzes Haar.

Auch der starrte mich an.

Eine kalte, unsichtbare Hand berührte meinen Rücken. Die Gänsehaut lief bis in die Kniekehlen.

Da erlosch das Leuchten.

Von einem Moment zum anderen war es dunkel. Meine Augen mußten sich erst wieder an die Finsternis gewöhnen. Ich konnte in den ersten Augenblicken kaum etwas sehen, dafür hörte ich die dumpfen Laute vor und hinter mir.

Ich zuckte zusammen.

Die Bedeutung der Laute wurde mir schnell klar, denn ich sah, daß auf den Stangen kein einziger Kopf mehr hockte.

Sie hatten sich zu Boden fallen lassen.

Einen Horror-Garten hatte Caligro seinen Dschungel genannt.

Und verdammt, er hatte nicht gelogen.

Dieser Dschungel war in der Tat ein Garten des Grauens.

Erinnerungen wurden wach. Schon einmal hatte ich ein grauenhaftes Abenteuer erlebt, in dem mordende Schädel eine große Rolle spielten. Damals hatte mich der Weg nach Schottland geführt, wo ich gegen die mordenden Köpfe kämpfte. Allerdings bewaffnet, meine Silberkugeln hatten sie zerstört.

Nun jedoch war ich waffenlos.

Und sieben Schädel warteten darauf, mich töten zu können.

Wenn sie es schafften, würde mein Schädel bald der achte in der Reihe sein.

Ein Gedanke, der mir das Blut in den Kopf trieb.

Es war ein schauriges Bild, das sich meinen Augen bot. Die kleinen Schädel hockten auf dem Boden, sie hüpften um mich herum, hatten einen Kreis gebildet und zogen ihn immer enger. Wahrscheinlich suchten sie die beste Sprungdistanz aus.

Ich machte die Bewegungen mit, doch wie ich es auch drehte und wendete, in meinem Rücken befanden sich immer diese verdammten Köpfe. Eine Chance blieb mir noch.

Ich mußte den Kreis durchbrechen und dann fliehen.

Wie ein Weitspringer vom Brett, so stieß ich mich ab. Gleichzeitig jedoch sprang auch der erste Schädel auf mich zu…

***

Der Zombie ließ sich auf den Chinesen fallen. Er war ein schwerer Bursche und konnte erst vor kurzer Zeit gestorben sein, denn die Verwesung war noch nicht eingetreten. Suko sah nur die

schimmernden Leichenflecken in seinem Gesicht.
Der Chinese ballte die Hand.
Ungeheuer wuchtig schlug er zu.
Es war ein Schlag, in den er all seine Wut und seinen Haß gegen die Geschöpfe der Hölle gelegt hatte, und er traf genau. Der feiste Zombie bekam die Faust ins Gesicht. Sein Angriff wurde gestoppt, er selbst trudelte zurück, riß die Arme hoch und fiel gegen zwei seiner anstürmenden Artgenossen.
Suko hatte ein paar Sekunden Luft.
Er wandte sich Myxin zu, doch der kleine Magier schüttelte den Kopf. »Nein, laß mich. Kümmere du dich um die verdammten Bestien. Ich komme schon zurecht.«
Suko nickte. Für ihn war es noch immer unbegreiflich, daß Myxin keine Schmerzen spürte. Normalerweise hätte das Blut aus seinem Bein quellen müssen, bei Myxin tat sich nichts.
Er war eben ein Schwarzblütler, auch wenn er inzwischen auf der anderen Seite stand.
Natürlich hatte sich der Untote längst wieder aufgerappelt. Diesmal jedoch war Suko besser vorbereitet.
Er hielt seine Bolzenpistole in der Hand.
Suko senkte den Arm, zielte, drückte ab, und das Geschoß raste dem Untoten in den Schädel.
Der Zombie sackte zusammen, seine Finger zogen Furchen in den Boden, dann blieb er still liegen.
Diese Bolzen töteten, denn mit ihnen hatte es etwas Besonderes auf sich.
Sie waren nicht nur durch Eichenholz stabilisiert worden, sondern die Spitze bestand aus geweihtem Silber. Es hatte ungeheure Arbeit gekostet, sie herzustellen, doch Pater Ignatius hatte sich sehr viel Mühe gegeben und das Paket war mit den Bolzen erst vor einigen Tagen in London eingetroffen.
Nun zeigte sich, wie wertvoll die Arbeit dieses Mönchs gewesen war. Ein zweiter Untoter warf sich Suko entgegen. Dabei kam er zu nahe an Myxin vorbei.
Obwohl der kleine Magier mit einem Bein in der Falle steckte, hatte er die Hände frei.
Er schlug mit der Dämonenpeitsche zu, die Riemen pfiffen von unten nach oben und klatschten unter das Kinn der lebenden Leiche.
Wie Säure schnitten sie in das Gesicht. Dicke Streifen hinterließen sie, aus denen giftgrüner Brodem quoll. Der Untote drehte sich im Kreis, fiel in ein Gebüsch, wurde von den Zweigen aufgefangen und blieb liegen.
Jetzt waren es nur noch drei.
»Die erledigen wir auch noch!« zischte der kleine Magier, und seine

Augen leuchteten dabei.

Suko grinste nur.

Die Freude war verfrüht, denn die letzten Untoten waren durch das Schicksal ihrer Kumpane gewarnt worden und zogen sich zurück. Sie hielten sich dabei geschickt in Deckung der Büsche, so daß Suko kein Ziel fand.

»Hinterher!« rief Myxin wild und winkte dabei mit der linken Hand. »Pack dir die Bestien!«

Suko verzichtete auf eine Verfolgung. Nicht aus Feigheit, sondern aus Sicherheitsgründen. Er kannte das Gelände nicht. Bei einer Verfolgung mußte er schnell laufen, und wer sagte ihm, daß nicht noch mehr Fangeisen irgendwo versteckt aufgestellt waren? Nein, erst wollte er Myxin befreien.

Suko ging auf den Magier zu. Er schüttelte den Kopf, als er sah, wie tief die Zähne des Eisens in Myxins Bein gedrungen waren.

Schmerzen verspürte der Magier jedoch nicht.

Zum Glück hatte Suko Kraft. Ihm gelang es, die beiden Hälften des Fangeisens so weit auseinanderzubiegen, daß Myxin seih Bein herausziehen konnte.

Dann war er frei.

»Danke«, sagte er.

»Okay, schon gut. Bleiben wir dabei?«

»Warum nicht?«

»Weil dieser Caligro sicherlich weiß, daß wir auf sein Grundstück gedrungen sind und entsprechende Vorbereitungen trifft.«

»Bleibt uns eine andere Möglichkeit, wenn wir John Sinclair befreien wollen?«

»Du hast recht.«

Bis zum Haus war es noch weit. Die Hälfte der Strecke hatten sie erst hinter sich.

Von den restlichen drei Zombies war nichts mehr zu sehen. Die zwei getöteten lagen auf dem Boden und vergingen. Noch immer kräuselte Rauch aus den Leichen.

»Wir müssen mit weiteren Fangeisen rechnen«, sagte Myxin und Suko stimmte ihm zu.

Sie wurden noch vorsichtiger. Bevor sie einen Schritt weitergingen, suchten sie erst genau den Boden ab. Doch kein heimtückisches Instrument dieser Art lauerte mehr auf sie.

Alles lief glatt über die Bühne.

Auch von den Zombies sahen sie nichts mehr.

Im Haus blieb es dunkel. Suko warf hin und wieder einen Blick auf das vor ihnen liegende Gebäude. Der Weiße Magier dachte nicht daran, sich in einen hellen Raum zu setzen.

Suko und Myxin machten einen Fehler, der ihnen aber leicht zu

verzeihen war.
Sie suchten nach Zombies und heimtückischen Fallen, dachten dabei nicht mehr an die normalen Diener des Weißen Magiers.
Und ihnen liefen sie in die Falle.
Plötzlich vernahm Suko ein pfeifendes Geräusch. Bevor er der Ursache auf den Grund gehen konnte, war es schon geschehen.
Myxin zuckte zusammen, wurde nach vorn geschleudert, fiel zu Boden, und Suko sah mit Schrecken den Pfeil, der durch seinen Hals gefahren war und mit der Spitze vorn am Kinn eine halbe Armlänge herausragte…

***

Der Weg für die lebenden Unterwasserleichen war frei!
Es war ihnen gelungen, den wachhabenden Matrosen zu töten und ins Meer zu werfen.
Jetzt konnten sie sich an die eigentliche Aufgabe machen.
Sie stiegen auf das Schiff.
Zehn mörderische Gestalten mit aufgedunsenen, teigigen Gesichtern, starren Augen und nur von dem Tötungswillen beseelt.
Manche von ihnen trugen noch die vollständige Kleidung. Als zweiter stieg jemand an Deck mit einem blauweiß gestreiften Hemd und einem haarlosen Schädel.
Er schaute sich um und winkte den anderen.
Ruhig lag die Brücke vor ihnen. Hier in der Kommandozentrale befanden sich all die Instrumente, die für ein modernes Schiff unerläßlich waren.
Radar, Sonarmessung, Funk, mehrere Kompasse, und alle sicher eingepackt in Holzkonsolen.
Selbstverständlich war die Brücke besetzt. Der Funker hockte vor seinem kleinen Tisch, hatte ein Kreuzworträtsel vor sich liegen und den Kopfhörer übergestreift.
Um die Instrumente im Auge zu behalten, brauchte er nicht zu hören. Außerdem war die See ruhig, deshalb konnte er auch seiner Lieblingsbeschäftigung nachgehen, dem Lösen von Rätseln.
Er hörte nichts und sah nicht, daß die ersten Leichen bereits die Leiter erreicht hatten, die hoch zur Brücke führte.
Das Klettern hatten sie inzwischen gelernt. Es bereitete ihnen keine Schwierigkeiten, die Sprossen hochzukommen. Diese lebenden Leichen waren früher Seeleute gewesen. Etwas von ihrer Erinnerung war noch zurückgeblieben, denn sie wußten genau, wo es langging und wo sich das Herz des Schiffes befand.
Drei Untote enterten hoch zur Brücke. Die übrigen sieben blieben auf dem Unterdeck und verteilten sich dort. Zwei von ihnen standen schon am Niedergang zu den Kabinen.

Die drei auf der Brücke sahen vor sich eine schmale Tür, die in der oberen Hälfte einen dicken Glaseinsatz besaß. Er war zwar milchig, dennoch konnten sie den am Tisch hockenden Funker erkennen. Er wandte ihnen die linke Seite zu und merkte nichts.

Der Zombie mit dem gestreiften Hemd ließ seine Hand auf die metallene Klinke fallen. Langsam drückte er sie nach unten, dann stieß er die Tür mit einem Ruck auf.

Sie bewegte sich lautlos in den Angeln, deshalb merkte der Funker erst etwas, als zwei Untote schon auf der Brücke standen.

Danach lähmte ihn der Schreck.

Seine Augen wurden groß vor Erstaunen, dann spiegelten sich der Schrecken und das Entsetzen darin wider, doch ehe er noch einen Warnschrei ausstoßen konnte, schmetterte ihn ein Schlag von seinem Stuhl. Mit dem Rücken krachte er gegen die Kompaßkonsole. Dabei rutschte ihm der Kopfhörer von den Ohren, seine Augen wurden glasig, und ein Nebelschleier verwischte die drei Eindringlinge.

Zwei Untote packten zu.

Sie hoben den Funker hoch, der kaum mitbekam, was überhaupt geschah. Sie schleppten den Mann nach draußen.

Auf dem Deck lauerten bereits die restlichen sieben Untoten. Der Funker wurde hochgehievt und kurzerhand nach unten geworfen.

Schwer schlug er auf.

Eine Sekunde später waren die anderen da. Jemand hatte eine Eisenstange gefunden.

Damit schlug er einmal zu.

Danach warfen die Untoten die Leiche des Funkers ins Meer.

Wieder hatte ein Seemann ein nasses Grab gefunden, und noch immer merkte keiner der Passagiere und der übrigen Besatzungsmitglieder, welches Drama sich über ihnen abgespielt hatte.

Eine trügerische Ruhe lag über dem Schiff, das bereits von den Zombies in Besitz genommen war.

Die drei auf der Brücke waren noch nicht fertig. Wenn sie etwas taten, dann gründlich.

Sie zerstörten die Instrumente zwar nicht, machten sie jedoch unbrauchbar. Danach konnte die »Seabird« auch von anderen Schiffen nicht mehr über Funk erreicht werden.

Die lebenden Wasserleichen waren zufrieden. Sie verließen die Brücke und kletterten nach unten, wo die anderen Toten vom Bermuda-Dreieck warteten.

Sie konnten nie stillstehen. Es schien, als würde ein Automat sie in Bewegung halten, so schwankten sie hin und her, tappten manchmal mit ausgestreckten Armen über Deck, stießen sich gegenseitig an, fielen auch um oder prallten gegen die Aufbauten. Doch der Trieb, der sie zu den ahnungslosen Menschen hinführte, war nicht verloschen.

Dafür hatte Caligros gräßlicher Voodoo-Zauber gesorgt, der auch auf große Entfernungen hin wirksam wurde.

Wieder führte der Zombie mit dem blaugestreiften Hemd die Rotte an, als sie den Niedergang hinunterwankten, der sie zu den Kabinen führte.

Eine Mahagonitür drückten sie gemeinsam auf.

Dann standen sie in einem Gang, von dem auch andere abzweigten. Die Untoten wußten im ersten Augenblick nicht, wohin sie sich wenden sollten.

Sie klammerten sich an den Handläufen fest, die an den Wänden angebracht waren, und schauten sich um.

Rechts ging es zum Salon, wo sich auch die Bar und die kleine Tanzfläche befand.

Dort war alles dunkel.

Niemand feierte ein Fest. Das sollte erst am anderen Tag stattfinden.

Unter sich vernahmen die Untoten ein leises Summen. Dort befand sich der Maschinenraum, der im Augenblick uninteressant für sie war.

Sie wollten die Menschen.

Der Anführer stieß sich ab und wankte den Gang entlang. Sein Kopf pendelte nach rechts und links, die blicklosen Augen starrten auf die einzelnen Kabinentüren.

Dahinter schliefen sie…

Plötzlich blieb der Zombie stehen. Die anderen konnten nicht schnell genug stoppen und prallten gegen ihn. Sie schoben ihren Anführer zur Seite, der gegen die Tür fiel.

Es gab ein dumpfes Geräusch.

Hinter der Tür befand sich die Kapitänskabine. Romero Adams hatte einen leichten Schlaf.

Das Geräusch schreckte ihn auf.

Sofort saß er im Bett, machte Licht und lauschte. Eine trügerische Ruhe hatte sich breitgemacht, instinktiv spürte der Mann die Gefahr, in der er sich befand.

Es war wie ein Hauch, der ihn streifte.

Adams, der mit nacktem Oberkörper schlief, zog die Schublade seines Nachttisches auf und holte eine Luger hervor. Sie war stets geladen und schußbereit.

Der Kapitän stand auf.

Sein Gesicht war angespannt, den rechten Arm hatte er leicht angewinkelt, die Finger hielten die Waffe umklammert. Auf nackten Sohlen näherte er sich der Tür.

Er zögerte einen Moment, bevor er sich traute, die Tür zu öffnen.

Dann riß er sie mit einem Ruck auf.

Im gleichen Augenblick stürzten zwei Zombies vor, warfen sich gegen ihn und stießen ihn in die Kabine hinein.

Romero Adams war vor Grauen wie gelähmt. Er besaß dennoch die Geistesgegenwart, abzudrücken…

***

Als hätte man ihm die Beine weggezogen, so rasch ließ der Chinese sich fallen.

Dadurch entging er dem zweiten Pfeil.

Er hätte seine Kehle ebenso durchbohrt wie bei Myxin, doch Suko lag auf dem Boden, und der Pfeil zischte über ihn hinweg. Dafür blieb er in einem Baumstamm stecken.

Um Myxin konnte sich Suko nicht kümmern, denn die Angreifer waren bereits zu nah. Ein lanzenschwingender Kerl mit schrecklich bemaltem Gesicht stürmte auf Suko zu.

Der Chinese war auf die Knie gekommen. Der Krieger wollte ihm die Lanze in den Körper stoßen, doch Suko stieß ihm den Kopf in den Leib.

Der Kerl schrie auf und kippte über den Chinesen weg. Er prallte zu Boden und blieb nach Atem ringend liegen.

Suko hechtete zur Seite.

Sein Glück, denn wo er eben noch gelegen hatte, hieb eine weitere Lanze in den Boden.

Der Schaft zitterte nach, als die Waffe steckenblieb.

Suko riß die Lanze hervor und schleuderte sie auf den dritten Angreifer. Geschickt wich dieser aus und warf seine Keule. Er war ein wahrer Meister im Umgang mit dieser Waffe. Suko bekam seinen Kopf nicht schnell genug aus der Gefahrenzone. Die Keule schien plötzlich auf das Doppelte anzuwachsen, dann spürte Suko einen ungeheuer starken Schlag an der Stirn und fiel nach hinten.

Er wurde nicht bewußtlos, aber er war paralysiert, konnte sich einfach nicht bewegen.

Sofort waren drei Krieger da. Der vierte hatte sich von Sukos Kopfstoß noch nicht erholt.

Die wüst bemalten Kerle in den Lendenschurzen umstellten den am Boden liegenden Chinesen und senkten ihre Lanzen so, daß die Spitzen auf Sukos ungedeckten Körper wiesen.

Eine Bewegung ihrerseits, und Suko war ein toter Mann. Es sah auch nicht so aus, als wollten die Krieger den Chinesen schonen, doch da stand plötzlich Caligro neben ihnen und hob die rechte Hand.

»Halt!« rief er. »Nicht töten!«

Die Kerle traten zurück.

Suko ging es langsam besser, auch konnte er wieder sehen, zwar unscharf, aber immerhin.

Er erkannte auch den Weißen Magier. Sein Gewand wirkte wie ein helles Schemen.

»Was ist mit ihm?« Undeutlich vernahm Suko die Stimme des Weißen Magiers.

Die Antwort verstand er nicht, denn sie wurden in einer Sprache gesprochen, die er nicht kannte.

»Dann schafft ihn ins Haus!«

Wehrlos mußte Suko mit ansehen, wie man ihn hochhob. Der Schlag mit der Keule hatte irgendein Nervenzentrum in seinem Kopf lahmgelegt.

Sie gingen noch nicht. Neben Myxin blieben sie stehen.

Caligro deutete mit der Hand auf den kleinen Magier. »Ihn lassen wir hier. Sollen sich die Zombies um ihn kümmern. Sie haben lange nichts mehr gehabt…«

Dann gingen sie weg.

***

Auf halber Strecke trafen der Schädel und ich zusammen.

Ich hatte meine rechte Hand zur Faust geballt und holte den Schlag aus der Schulter.

Es war ein Volltreffer. Mein Hieb klatschte gegen den gefährlichen Schrumpfkopf und schleuderte ihn meterweit weg. Er segelte quer über den Weg und blieb irgendwo im Unterholz liegen. Trotzdem war ich davon überzeugt, ihn nicht vernichtet zu haben, irgendwann würde er sich erholen. Immerhin hatte ich einen Gegner weniger.

Und für einen Moment freie Bahn.

Ich rannte los.

Ließ die verdammten Schädel hinter mir, denn mein Tempo konnten sie nicht mithalten.

Zehn Yards kam ich weit.

Dann stoppte mich das Seil.

Es war quer über den Weg gespannt und in seiner Farbe so dunkel, daß es sich nicht abhob. Ich spürte nur, wie etwas gegen meine Schienbeine stieß und mich aufhielt.

Fangen konnte ich mich nicht mehr, denn ich befand mich in vollem Lauf. Es gelang mir noch, die Arme vorzustrecken und dem Aufprall die volle Wucht zu nehmen.

Trotzdem schrammte ich mit dem rechten Ohr über den Boden, verwandelte den Sturz jedoch in eine Rolle vorwärts, so wie man es mir beigebracht hatte, und stand Sekundenbruchteile später auf den Füßen.

Das alles hatte Zeit gekostet.

Die Schädel hatten diese Spanne genutzt. Der erste flog bereits auf mich zu.

Ich sah ihn wie in Großaufnahme, das widerlich verzerrte Gesicht, der klaffende Mund, die mörderischen Zähne und die strähnigen

Haare. Eine ungeheure Wut durchströmte mich.

Früher hatte ich Fußball gespielt und noch nicht alles verlernt.

Mein Tritt war länderspielreif. Als wäre den Schädel ein Ball, so traf ich ihn voll.

Irgend etwas knirschte in dem Kopf. Der Schädel wurde hoch in die Luft geschleudert und verschwand zwischen den Bäumen.

Das hatte ich geschafft.

Plötzlich war auch wieder mein Kampfeswillen da. Diese Schrumpfköpfe sollten sich wundern. So einfach würde ich es ihnen nicht machen. Auch wenn ich keine Waffen besaß.

Diesmal hatte ich einen Vorteil.

Sämtliche Schrumpfköpfe mußten mich von vorn angreifen, es befand sich keiner in meinem Rücken.

Die Köpfe zögerten. Sie schienen zu ahnen, daß sie mit mir nicht so leichtes Spiel haben würden und warteten ab.

Das gab mir Gelegenheit, mich nach einer Waffe umzuschauen.

Rechts und links des Weges wuchs das Unterholz dicht an dicht.

Ich drehte mich, sprang hoch und hängte mich mit vollem Gewicht an einen Baumast. Dabei ruckte ich hin und her, hörte das Knirschen, und mir klang es wie Musik in den Ohren.

Der Ast brach.

Ich fiel zu Boden, fing mich und lief ein paar Schritte zurück.

Schlagbereit hielt ich den Knüppel in der rechten Hand. Er war länger als ein Männerarm und von einer glitschigen Moosschicht bedeckt. Ich mußte achtgeben, daß er mir nicht aus der Hand rutschte.

Jetzt konnten die verdammten Schrumpfköpfe kommen Ich kam mir bald vor wie ein Hockeyspieler. Nur brauchte ich keinen Ball zu treffen, sondern die Schädel.

Und das war gar nicht so einfach, denn sie sprangen nicht der Reihe nach, sondern gemeinsam.

Breitbeinig hatte ich mich aufgestellt, war leicht in den Knien eingesunken und hielt den Oberkörper vorgebeugt.

Der erste Schlag.

Ich zielte auf einen Schädel, der mich schräg von der Seite her ansprang. Mein Stock pfiff durch die Luft, ich spürte den Aufprall, als der Schädel gegen den Stock prellte, dann flog der Kopf davon. Wo er liegenblieb, sah ich nicht mehr, denn ein zweiter Schrumpfkopf fiel mich an.

Ich schlug noch zu, doch der Kopf war bereits so nah, daß der Stock ihn verfehlte.

Dann knallte er gegen mich.

Sofort hackten seine Zähne zu. Sie bissen sich in meiner Kleidung fest, und bevor dieser Kopf mich noch verletzen konnte, packte ich ihn

an den Haaren, riß ihn von meinem Körper weg und schleuderte ihn wild zur Seite.

Ein dritter und ein vierter sprangen. Ich mußte zurück. So schnell konnte ich gar nicht schlagen, die verdammten Schädel waren mir plötzlich überlegen.

Auf einmal tauchte einer dicht vor meinem Gesicht auf. Gerade noch rechtzeitig ging ich in die Knie, brachte mich aus der Gefahrenzone und rollte dabei über den Boden.

Darauf hatten die anderen Schädel nur gewartet. Sie kamen aus dem Dschungel, und es waren die, denen ich Stoff gegeben hatte.

Die Köpfe waren zum Teil deformiert, aber sie lebten, denn mit einem Stock konnte ich sie nicht umbringen, dazu benötigte ich schon magische Waffen. Die jedoch hatte man mir abgenommen.

Ich ließ den Stock fallen, jetzt mußte ich mich mit bloßen Händen verteidigen.

Mit den Fäusten konnte ich zwei Schädel abwehren, ein dritter jedoch sprang auf meine Brust, näherte sich blitzschnell dem Hals und schaffte es, zuzuhacken.

Selten in meinem Leben habe ich so schnell reagiert. Ich brachte den Arm hoch, winkelte ihn dabei noch an und haute dem Schädel meinen Ellbogen ins Maul.

Die Zähne bissen gegen meine Knochen.

Ein stechender Schmerz durchzuckte meinen Arm, dann hieb ich den verdammten Schädel zur Seite und sprang auf die Füße. Ein Kopf zielte nach meiner rechten Wade. Durch einen schnellen Schritt jedoch verfehlte er mich und hackte in den Schuh.

Eine Drehung, ein Tritt, und er war weg.

Wohin sollte ich? Es war klar, daß ich auf die Dauer den Kampf nicht gewinnen konnte. Dazu war die Übermacht zu groß. Ich mußte den Schädeln entkommen.

Blieb der Dschungel.

Ein Sprung brachte mich in das Unterholz. Dabei kam es mir vor, gegen eine Gummiwand zu hechten. Ich kam nicht mehr frei, wie Arme schienen sich die Lianen und hohen Farne um mich zu schließen, und für einen winzigen Moment flackerte Panik in mir hoch.

Dieser verdammte Dschungel steckte voller Magie. Pflanzen, die dem Willen und den Befehlen des Weißen Magiers gehorchten.

Wie sollte ich da eine Chance haben?

Ich bekam sie, denn plötzlich warfen mich die Zweige wieder auf den Weg.

Damit hatte ich nun überhaupt nicht gerechnet, ich flog durch die Luft, prallte zu Boden und überschlug mich.

Die Schrumpfköpfe hatten gelauert.

Sofort hüpften sie auf mich zu.
Aus meiner Froschperspektive sahen sie noch schauriger aus.
Und sie kamen mir größer vor.
Ich durfte hier nicht auf dem Boden liegen bleiben. Diese Schädel würden mich fertigmachen.
Blitzschnell war ich wieder auf den Beinen. Mit einem Tritt wehrte ich den ersten anspringenden Schädel ab, ein Schlag traf den zweiten.
Längst lief mir der Schweiß in Strömen aus sämtlichen Poren. Es kam mir vor, als ob ich in einem Wasserfaß steckte, meine Kleidung dampfte. Und während ich kämpfte, hatte ich die Idee.
Urplötzlich war sie mir gekommen, und ich setzte sie sofort in die Tat um.
Ich rannte den Schädeln davon.
Diesmal jedoch nicht tiefer in den Dschungel hinein, sondern wieder zurück. Ich lief dahin, wo das Haus des Weißen Magiers stand. Wenn schon ein Kampf unausweichlich war, dann wollte ich wenigstens alles einsetzen.
Hüfthoch flogen die Schrumpfköpfe auf mich zu. Sie schienen zu ahnen, daß ich zu einem Entschluß gekommen war und wollten mit einem letzten geballten Angriff alles klarmachen.
Ich nahm wieder den Stock, schlug um mich wie ein Berserker, traf und haute mir den Weg frei.
Dann schleuderte ich den Stock weg.
Ich rannte.
Der Kampf hatte mich Kraft gekostet, doch es steckten noch Energien in meinem Körper. Und die mobilisierte ich jetzt. Meine Füße trommelten auf den Boden, und die Schrumpfköpfe blieben zurück.
Mir war es egal, wo ich landete, Hauptsache ich brauchte mich nicht gegen die verdammte Brut zu wehren.
Und ich wollte meine Waffen haben. Dafür setzte ich alles auf eine Karte.
Irgendwann, als von den Köpfen nichts mehr zu sehen war, lief ich langsamer. Ich ging jetzt im Schrittempo, schlenkerte die Arme und kontrollierte meinen Atem.
Ich bekam ihn unter Kontrolle, und auch das Zittern der ungeheuren Anstrengung hörte auf.
Mir ging es wieder besser.
Ich blieb sogar stehen und schaute mich um.
Dunkel lag der Dschungel. Geheimnisvoll, grausam, makaber…
Die Heimat der mordenden Schrumpfköpfe.
Von ihnen jedoch sah ich nichts. Entweder hatten sie die Verfolgung aufgegeben, oder sie hatten sich wieder auf ihre Stangen zurückgezogen. Letzteres wäre mir am liebsten gewesen.
Mit dem Handrücken wischte ich mir über das Gesicht. Tropfenweise

konnte ich den Schweiß von meinen Fingern abschütteln.

Dann untersuchte ich meine Blessuren.

Die Kleidung hatte einiges mitbekommen, das war nicht weiter schlimm. An der Hüfte hatten die kleinen Zähne auch meine Haut eingeritzt. Die Stellen brannten zwar, ansonsten jedoch konnte ich gut darüber hinwegsehen. Mein Ellbogen sah ebenfalls nicht schlimm aus.

Mein Aufenthalt hatte mich vielleicht zwei Minuten gekostet.

Jetzt mußte ich zusehen, daß ich weiterkam.

Ich näherte mich dem Haus. Es brannte kein Licht hinter den Scheiben, der Weiße Magier liebte die Dunkelheit, aber ich rechnete damit, daß Wachen um das Gebäude patrouillierten.

Wie ein Geist tauchte ich aus dem Dschungel auf und erreichte das Ende des geheimnisvollen Weges.

Vor mir sah ich die Hintertür, durch die man mich auch nach draußen geschafft hatte.

Diesen Weg wollte ich nicht nehmen. Es mußte mir gelingen, auf irgendeine andere Weise in das Haus zu gelangen. Am besten durch eines der Fenster oder über das Dach. Mir gereichte zum Vorteil, daß die Fassade nicht glatt in die Höhe gezogen war, sondern zahlreiche Kanten und Vorsprünge aufwies, über die ich nach oben klettern konnte.

Lautlos schlich ich durch den Garten.

Plötzlich blieb ich stehen.

Ich hatte Stimmen gehört.

Zwei rasche Schritte brachten mich in die Deckung der Hauswand.

Die Stimmen waren vor dem Haus aufgeklungen. Es mußten mehrere Männer sein, das konnte ich heraushören, doch ich verstand nicht, was sie sagten, denn sie redeten in einer Sprache, die mir unbekannt war.

Aber ich erkannte eine Stimme.

Sie gehörte dem Weißen Magier.

Caligro war in der Nähe!

Heiß wie eine Feuerwoge fuhr es durch meinen Körper. Eine unheimliche Wut beherrschte mich. Am liebsten hätte ich diesem Kerl, der mit lebenden Leichen experimentierte, den Hals umgedreht. Ich dachte an Juans Schicksal und an all die unglücklichen Menschen, die Caligro schon auf dem Gewissen hatte.

Die Wut verrauchte schnell und machte einer eiskalten Überlegung Platz.

Eine Tür fiel ins Schloß.

Demnach hatten die Kerle das Haus betreten. Und zwar durch den Vordereingang, für mich war die Rückseite offen. Mein Plan stand fest. Ich wollte in das Haus eindringen und den Magier als Geisel nehmen. Er mußte mir Auskunft über das Schicksal meiner Freunde geben,

denn noch immer hatte ich von Myxin und Suko nichts gehört.

Erstens kommt es anders und zweitens als man denkt. So heißt ein Sprichwort.

Es fing damit an, daß ich einen erstickt klingenden Schrei hörte.

Da war jemand in Gefahr.

Vielleicht sogar in Lebensgefahr.

Auf der Stelle änderte ich meinen Plan und lief, unbewaffnet wie ich war, los…

***

Myxin, der Magier, verhielt sich sehr geschickt.

Normalerweise wäre ein Mensch tot gewesen, doch Myxin war ein Schwarzblütler, ihm machte es nichts aus, wenn er einen Pfeil durch den Hals bekam. Zudem war er bewußt so gefallen, daß er mit seinem Körper auf der Dämonenpeitsche lag.

Das sahen weder der Weiße Magier noch die Krieger. Sie hielten Myxin für erledigt.

Zuerst hatte der kleine Magier mit dem Gedanken gespielt, in den Kampf mit einzugreifen, dann jedoch hatte er den Vorsatz aufgegeben. Wenn man ihn für erledigt hielt, konnte er viel wirksamer arbeiten.

Reglos blieb er liegen und beobachtete aus schmalen Augenschlitzen wie der Chinese abtransportiert wurde. Sie gingen mit Suko zum Haus hinüber. So wußte Myxin, wo der Freund festgehalten wurde.

Er hatte aber auch gehört, daß sich die Zombies um ihn kümmern sollten.

Drei waren noch übrig. Verlassen konnte er sich allerdings auch nicht darauf, er wußte nicht genau, wie viele sich noch im Garten versteckt hielten.

Myxin richtete sich auf.

Er bot ein schauriges Bild mit seinem im Hals steckenden Pfeil.

Myxin hob beide Hände, packte den Pfeil an Spitze und Schaft und brach ihn durch. Und dann noch einmal.

Er schob sich das letzte Stück vorn durch den Hals und schleuderte die übrigen Teile ins Gebüsch.

Eine Wunde war zwar zu sehen, doch sie schloß sich sehr schnell wieder.

Mit zwei Fingern rieb Myxin über die Stelle. Er war zufrieden.

Der kleine Magier richtete sich auf.

Er war kaum größer als die blühenden Tropenbüsche und wurde auch durch sie gedeckt. Irgendwie war er lustig anzusehen, dieser kleine Kerl mit der grünlich schillernden Haut. Früher verfügte er über immense Kräfte, doch heute war er nur noch ein Schwächling, zu sehr hatte Asmodina ihn gedemütigt. Myxin mußte sich wie ein Lehrling hocharbeiten, bis er vielleicht wieder so weit war, daß ihn auch die

Dämonen für voll nahmen.

Und dann wollte er sich rächen.

Myxin hatte nichts, aber auch gar nichts vergessen. Und er hoffte, daß seine Stunde irgendwann einmal kommen würde, damit er Asmodina das heimzahlen konnte, was sie ihm angetan hatte. Er hatte viel vergessen. Sein magisches Wissen war verschüttet. Doch irgendwann, irgendwann einmal…

Myxins Gedankenkette zerbrach.

Er hatte Geräusche gehört.

Die lebenden Leichen kamen. Ihre Ankunft hatte der Weiße Magier bereits angedroht.

Myxin lächelte kalt. Er würde den verfluchten Bestien schon den richtigen Empfang bereiten.

Das Beutemesser hatte er weggesteckt. Es nützte nichts gegen diese Gegner. Dafür jedoch hatte er eine viel bessere Waffe.

Die Dämonenpeitsche.

Ihr hatten die Untoten nichts entgegenzusetzen. Myxin würde sie dorthin schicken, wo sie hingehörten.

In die Hölle!

Die Untoten waren nicht vorsichtig. Ungestüm brachen sie durch die Büsche. Die Gier nach dem angeblich leichten Opfer ließ sie alles andere vergessen.

Myxin glitt ein wenig zur Seite, nachdem er herausgefunden hatte, woher die Untoten kamen.

Und schon sah er den ersten.

Er wankte zwischen zwei Bäumen hervor, trug ein zerschlissenes Leichenhemd und hielt die Arme ausgestreckt. Aus seinem Maul drangen schreckliche Laute.

Myxin ließ ihn kommen.

Dann stürmte er vor.

Wie ein Blitz verließ der kleine Magier seine Deckung, schwang die Peitsche und schlug zu.

Die drei Riemen pfiffen durch die Luft, klatschten gegen den Körper der Bestie und rissen ihn auf.

Wieder quoll ätzender Dampf aus den Wunden, und die lebende Leiche fiel wie ein Brett zu Boden.

Der Gegner war erledigt.

Myxin wirbelte herum.

Leiche Nummer zwei rutschte auf ihn zu. Sie schlug nach Myxin, doch der kleine Magier war flink. Er steppte zur Seite und drosch aus der Drehung zu.

Die Dämonenpeitsche traf den Rücken der Leiche. Die Wucht schleuderte den Untoten nach vorn. Neben der heimtückischen Wolfsfalle blieb er liegen.

Wo war der nächste Untote?
Myxin sah ihn. Diesmal jedoch hatte er keine männliche Leiche vor sich, sondern eine Frau.
Sie sah gräßlich aus, und selbst der Magier erschrak ein wenig.
Die untere Hälfte des Gesichts bestand aus schimmernden Knochen, der Mund war zu einem Grinsen verzogen.
»Komm nur her!« keuchte Myxin. »Komm nur!«
Die Untote fiel ihm entgegen.
Und Myxin machte kurzen Prozeß. Diesmal schlug er von oben nach unten. Er traf in der Körperlänge. Das Höllenwesen hatte keine Chance zu überleben.
Es brach zusammen.
Myxin atmete auf.
War das die letzte Leiche gewesen?
Nein, ein Schatten erschien. Blitzschnell war er da. Myxin kreiselte herum, hob die Peitsche zum Schlag und ließ sie im gleichen Augenblick wieder sinken.
»John«, sagte er nur. »John Sinclair.«
Ich stoppte meinen Lauf und grinste. »Ja, ich bin es.«
»Wie kommst du hierher?«
»Ich hörte einen Schrei.«
Der kleine Magier nickte. »Ja, das war ich nicht, sondern einer der Zombies.«
»Du hast sie erledigt?«
Myxin deutete in die Runde. »Alle drei, John. Es war einfach. Die Peitsche hat mir viel geholfen.«
»Aber wo ist Suko?«
Myxins Gesicht nahm einen traurigen Ausdruck an. »Caligro und seine vier Helfer haben ihn überwältigt und weggeschleppt. Mich haben sie liegen lassen, sie hielten mich für tot.«
»Wie kommt das?«
Myxin berichtete, was ihm und Suko widerfahren war.
»Unglaublich.« Ich schüttelte den Kopf.
»Was hast du hinter dir?«
»Erst einmal hat man mir die Waffen genommen. Sie liegen bei Caligro. Und die würde ich mir gern zurückholen.«
»Kann ich verstehen.« Myxin reichte mir seinen Beutedolch.
»Nimm den, dann läufst du nicht völlig ›nackt‹ herum.«
Danach berichtete ich, wie es mir ergangen war.
»Schrumpfköpfe«, murmelte Myxin. »Also müssen wir damit auch noch rechnen.«
»Genau. Und mit den Leuten, die uns suchen.«
Wie auf ein Stichwort hin hörten wir plötzlich Geräusche. Fackelschein erhellte den dunklen Himmel. Die Häscher kamen. Wir

vernahmen aufgeregte Stimmen, und uns war klar, wen die Insulaner besuchen wollten.

»Hier können wir nicht bleiben!« zischte Myxin.

»Genau.«

»Und wohin?«

Ich deutete zum Haus. »Das ist genau der richtige Platz. Dort vermutet uns keiner.«

Myxin war einverstanden. Als die ersten Häscher das Grundstück betraten, waren wir bereits verschwunden. Diesmal jedoch, und das schwor ich mir, würde ich mich nicht mehr in die Defensive drängen lassen. Jetzt war ich am Zug…

***

Die Conollys hatten eine Dreierkabine. Sheila und Bill schliefen in einem Doppelbett, das tagsüber hochgeklappt wurde.

Der kleine Johnny lag in seinem Kinderbettchen. Er lutschte am Daumen und hielt seinen Teddy fest umklammert. Sheila und Bill bewegten sich nur auf Zehenspitzen, um Johnny nicht zu wecken.

Wenn er einmal munter war, ging es rund. Er hatte eine Kondition, wie Leistungssportler.

Sheila beugte sich zu dem kleinen Kerl hinunter und streichelte seine Wange. Sie war glücklich. Sheila und Bill hatten schon über ein zweites Kind nachgedacht. Vielleicht wurde Sheila noch einmal Mutter.

Beide wünschten sich ein Mädchen.

Bill hätte gern noch geduscht, das war leider nicht drin. Das Prasseln des Wassers hätte Johnny aufgeweckt.

Der Reporter hockte auf der Bettkante, hatte seine angewinkelten Arme auf die Oberschenkel gestützt und das Kinn auf beide Handballen gelegt. Zusätzlich warf seine Stirn noch Falten.

»Worüber denkst du nach?« fragte Sheila ihren Mann.

»Eigentlich über alles.«

»Und das wäre?«

»Nur so…«

Sheila kam zu ihm. Sie trug ein langes Nachthemd und den passenden dünnen Mantel darüber. Das Haar hatte sie gelöst.

Weich fiel die blonde Flut auf die Schultern.

Der Reporter veränderte seine Haltung, streckte die Hand aus und zog Sheila neben sich.

Sie nahm Platz, beugte sich nach links und legte ihren Kopf gegen Bills Brust.

»Noch einmal, Bill. Worüber denkst du nach?«

»Ich erinnere mich an unsere Tauchfahrt.«

»Und?«

»Sie war faszinierend und makaber zugleich.«
Bei dem Wort makaber stutzte Sheila. »Du hast doch nicht wieder etwas entdeckt, Bill?«
»Ja und nein.«
»Was ist denn dann makaber?« forschte Sheila weiter.
»Wir tauchten und glitten lautlos über dieses gesunkene Schiff. Als wir es anstrahlten, sahen wir die Leichen.«
»Die der Besatzungsmitglieder?« flüsterte Sheila.
»Ja, die Leute hatten sich nicht mehr retten können. Das war verdammt schlimm.«
»Und verwest…?«
Bill schüttelte den Kopf. »Nein, Sheila, sie sind nicht verwest. Das Wasser hält sie irgendwie konserviert. Sie sind zwar aufgedunsen, und die Haut besitzt einen widerlichen Schimmer, aber sonst ist nichts festzustellen.«
Sheila schaute ihren Mann scharf an. »Du siehst doch nicht wieder Gespenster, Bill?«
»No, die Leichen waren echt. Aber ich dachte auch über diese Insel nach, von der Evita Torres gesprochen hat.«
»Die Leichen haben nichts mit Caligro Island zu tun«, widersprach Sheila.
»Das hoffe ich auch.«
»Wieso hoffst du es? Das ist eine Tatsache. Fang nur nicht an, wieder einen Fall zu suchen.«
»Den suche ich auch gar nicht.«
»Ich kenne dich besser. Warum hast du mir das mit den Leichen überhaupt erzählt? Morgen sagen wir John Sinclair Bescheid. Er kann sich die Insel anschauen, vorausgesetzt, die Kleine hat nicht gelogen.«
»Das glaube ich nicht.«
»Was?«
»Daß sie gelogen hat.«
»Hm«, machte Sheila und hob ihre sanft geschwungenen Augenbrauen. »Vergiß nicht, daß sie zwei Tage auf See zugebracht hat. Und das bei glühender Hitze. Da spinnt man sich schon so einiges zusammen.«
»Deine Vermutung ist falsch, Sheila. Du vergißt, daß sie einen Grund hatte, zu flüchten.« Bill stand auf. »Freiwillig begibt sich doch niemand aufs Meer.«
»Kann sein.«
»Sollen wir noch einen Schluck trinken?« fragte der Reporter.
Sheila lächelte. »Okay. Das ist ein Friedensangebot.«
»Wir haben uns doch gar nicht gestritten.«
»Eigentlich nicht.«
Bill bückte sich. »Na eben.« Er öffnete die Kühlschranktür. Seine

Blicke huschten durch das Innere, und zielsicher fanden seine Finger die Flasche Champagner. Er hielt sie hoch. »Dom Perignon, eine gute Marke«, lobte er.

Gläser hatte Sheila schon geholt. Es waren langstielige Sektkelche.

Bill ließ den Korken nicht knallen, sondern zog ihn vorsichtig hoch. Dann schäumte der Sekt in den Gläsern.

Die beiden Conollys prosteten sich zu. »Auf unseren Urlaub«, sagte Sheila. »Und darauf, daß er durch nichts mehr gestört wird.«

»Der Meinung bin ich auch. Cheerio!«

Der Sekt war eiskalt. Er erfrischte, lief schäumend die Kehle hinunter.

»Das ist eine Wohltat«, stöhnte Bill. Er schenkte sich bereits nach.

»Ich bin regelrecht ausgedörrt.«

»Nicht so laut, der Kleine«, warnte Sheila.

»Er schläft doch.«

»Ich will, daß das auch so bleibt.«

Bill Conolly lächelte. Johnny war der Liebling seiner Eltern, die alles taten, um den Sohn zu unterstützen. Sheila trank ihr Glas leer, erhob sich vom Bettrand und betrat die kleine Dusche. Sie wollte sich für die Nacht fertigmachen.

Bill rauchte noch eine Zigarette. Die Leichen gingen ihm ebensowenig aus dem Kopf, wie die Aussage des Mädchens. Warum war sie von dieser verdammten Insel geflohen? Und was spielte sich dort überhaupt ab? Stand dieses Eiland tatsächlich unter einem magischen Bann?

Bill war wirklich neugierig. Am liebsten hätte er den Kapitän zu einem Kurswechsel veranlaßt, damit sie die Insel sofort ansteuerten.

Der Reporter trank noch ein Glas. Er beschloß, auch mit Dr. Dennis Dorland darüber zu sprechen. Der Ozeanologe und dessen Frau begleiteten die Conollys auf ihrer Reise.

Bill schritt langsam in der Kabine auf und ab. Nur die beiden Wandlampen brannten. Sie gaben einen anheimelnden Schein ab.

Bill hatte die Vorhänge nicht vor die zwei kleinen, quadratischen Fenster gezogen. Er schaute durch die dicken Scheiben.

Dicht vor ihm wogte die dunkle Meeresdünung. Der Widerschein der gesetzten Positionslichter spiegelte sich auf der Wasserfläche. Am samtenen Himmel sah der Reporter das Myriadenheer der Sterne.

Ein prächtiges Bild.

Plötzlich stutzte er.

Bill hatte ein Geräusch vernommen. Und zwar draußen auf dem Gang. Der Reporter drückte seine Zigarette aus und schritt zur Tür.

Sheila drehte im Bad den Kran ab. Das Rauschen des Wassers störte nun nicht mehr.

Bill lauschte.

Auf dem Gang war jemand. Deutlich hörte er die Schritte. Aber das war nicht nur eine Person, mehrere waren unterwegs. Bill blickte auf die Uhr.

Mitternacht war längst vorbei. Wer, zum Henker, hatte jetzt noch etwas im Kabinengang zu suchen?

Spielte die Mannschaft Verstecken?

Als Bill daran dachte, mußte er grinsen.

Sheila kam zurück. Sie hatte die Spangen aus dem Haar genommen und fuhr mit allen zehn Finger durch die blonde Pracht. Überrascht runzelte sie die Stirn.

»Du stehst da wie der Lauscher an der Wand.«

Bill drehte sich um. »Ich habe etwas gehört.«

»Und was, bitte?«

»Schritte.«

Sheila hob die Schultern. »Na und? Ist das etwa ungewöhnlich?«

Ohne seinen Standort zu verändern, erwiderte Bill Conolly:

»Eigentlich nicht, aber in diesem Fall…«

»Rede dir doch nichts ein, Bill«, warnte Sheila. »Wir sind auf einem Schiff. Es können doch…«

»Vielleicht hast du recht.« Bill lächelte. Er wollte auf Sheila zugehen, stoppte jedoch nach dem ersten Schritt.

Ein dumpfes Geräusch war auf dem Gang ertönt. So als hätte jemand gegen eine Tür geschlagen.

Bill blieb stehen. »Da stimmt was nicht«, murmelte er.

Jetzt war auch Sheila aufmerksam geworden. »Ob vielleicht etwas mit dem Mädchen ist?«

»Kann sein.« Bill nickte entschlossen. »Auf jeden Fall sehe ich nach.« Er zögerte einen Moment.

»Ist noch was?« fragte Sheila.

»Nein, nichts. Ich hätte nur gern eine Waffe bei mir gehabt.«

Sheila atmete scharf durch die Nase. Ihre Blicke sprachen Bände.

Bill legte die Hand auf die Messingklinke und wollte sie nach unten drücken, als der Schuß aufpeitschte.

Der Reporter und Sheila zuckten zusammen, dann riß Bill Conolly mit einem Ruck die Tür auf und sprang in den Kabinengang…

***

Es brannte zwar nur die Notbeleuchtung, trotzdem konnte Bill Conolly alles erkennen.

Was er sah, war schaurig genug.

Mehrere Personen standen in der vorderen Hälfte des Gangs und drängten gleichzeitig in die Kapitänskabine. Die Menschen allein hätten Bill nicht so erschreckt. Das Grauen packte ihn, weil er keine normalen Menschen vor sich hatte.

Es waren Zombies – Untote…

Der Reporter war nicht zum erstenmal damit konfrontiert worden, und er wußte um die Gefährlichkeit der Geschöpfe. Er sah ihre ungelenken, tappenden Bewegungen, hörte die lallenden Laute, die sie ausstießen, und seine Nackenhaare stellten sich vor Entsetzen auf.

Noch hatten die Zombies ihn nicht entdeckt, und der Reporter zog sich sofort zurück.

Dem Kapitän konnte wahrscheinlich niemand mehr helfen.

Bill drückte die Tür ins Schloß, lehnte sich gegen das Holz und atmete tief durch.

»Was ist geschehen?« fragte Sheila. Sie sah es Bill an, daß er dem Grauen begegnet war.

»Zombies!« keuchte der Reporter. »Untote. Es sind… es sind die aus dem Meer, die Seeleute vom Schiff …«

»Nein!« Sheila preßte ihre Hände gegen die Wangen, die Augen weiteten sich vor Entsetzen. »Sag, daß es nicht wahr ist, Bill!«

»Es ist wahr!«

»O Gott!«

»Zieh dir was über!« sagte der Reporter. »Und nimm vor allen Dingen Johnny. Die Geschöpfe werden auch bei uns eindringen.«

»Was ist mit dir?«

»Ich werde die anderen warnen!«

Für einen Moment drohte die Panik Sheila zu überschwemmen, dann nickte sie. Sie durften jetzt nicht nur an sich denken, sondern auch an die anderen.

Bill besaß keine Waffe. Er hatte Urlaub machen wollen. Sein ganzes Vermögen hätte er jetzt für eine Pistole mit geweihten Silberkugeln gegeben.

Bill ging auf die Tür zu.

Bevor er sie aufziehen konnte, war Sheila bei ihm und umklammerte seinen Arm.

»Gibt auf dich acht, Bill!« flüsterte sie. Tränen glitzerten in ihren Augen.

Der Reporter nickte. Sein Gesicht wirkte steinern. Er schluckte hart, doch der Kloß blieb im Hals.

»Mummy?«

Eine dünne Kinderstimme, noch schläfrig anzuhören, schwang durch das Zimmer.

»Johnny, mein Gott.« Sheila war mit zwei großen Schritten neben dem Bett ihres Sohnes. Sie nahm den Kleinen heraus und drückte ihn fest an sich.

»Ich bin müde, Mami«, sagte das Kind und rieb sich die Augen.

»Du kannst weiterschlafen«, beruhigte Sheila ihren Sohn. »Gleich legen wir dich wieder hin.«

»Geht Daddy weg?«

Bill hatte sich halb umgedreht. Er wollte etwas sagen, doch seine Stimme erstickte. Grauen und Streß hielten ihn wie eine eiserne Klammer umfaßt.

Er öffnete.

Sofort schlüpfte Bill Conolly durch den Spalt und stand auf dem Gang. Er schaute nach links, wo die Untoten sich noch immer aufhielten. Zwei von ihnen schleppten soeben den Kapitän aus der Kabine. Romero Adams lebte nicht mehr…

Bill ballte die Hände zu Fäusten. Um in Evitas Kabine zu gelangen, mußte er vorgehen und dabei den Untoten näher kommen.

Noch nahmen sie keine Notiz von ihm.

Noch nicht…

Bill nutzte die Zeit, die ihm noch verblieb. Er rannte bis zur nächsten Tür, hinter der Evita Torres schlief.

Der Reporter hoffte, daß die Tür nicht verschlossen war. Er wollte sich gerade davon überzeugen, als geöffnet wurde.

Evita starrte Bill an. Sie trug nur einen Slip. Die übrige Kleidung hatte sie abgelegt.

Bill stieß das Girl ins Zimmer und fuhr es sofort hart an. »Schnell, ziehen Sie sich etwas über. Wir müssen hier weg!«

»Aber was ist denn los?«

Bill hatte die Kleidungsstücke auf dem Bett entdeckt. T-Shirt, Hose und Schuhe lagen dort. Er warf es Evita zu. Automatisch fing sie die Sachen auf.

»Ich will endlich wissen, was los ist!«

Bill war bereits auf dem Weg zur Tür, blieb jedoch stehen und funkelte Evita an. »Ich habe keine Zeit für Erklärungen. Sie sind in Lebensgefahr.«

Evita Torres folgte Bill und streifte sich dabei das T-Shirt über.

Vorsichtig öffnete der Reporter und peilte durch den Spalt in den Gang.

Ein Zombie tauchte direkt links neben der Tür auf, sah den Reporter und streckte seinen Arm aus.

Bill schlüpfte ins Freie, bekam die kalte Totenhand zu packen, schüttelte seinen Ekel ab und schleuderte die lebende Leiche mit einem Hüftwurf zu Boden.

Zum Glück war nur ein Untoter gekommen. Bill und das Girl gewannen Zeit.

»Los, raus. In unsere Kabine!«

Evita schlüpfte an ihm vorbei.

Dr. Dorland und dessen Frau schliefen gegenüber. Auch sie mußte Bill warnen.

Bei dem Ehepaar war die Tür abgeschlossen.

Dem Reporter entfuhr ein Fluch. Mit beiden Fäusten hämmerte er gegen die Tür.

Dumpf hallten die Schläge durch den Gang und machten natürlich auch die Zombies aufmerksam.

Sie wandten sich Bill Conolly, ihrem neuen Gegner, zu. Gleich drei setzten sich in Bewegung.

Da wurde geöffnet.

Verschlafen schaute Dr. Dorland seinen Freund an. »Du?« fragte er erstaunt.

»Ja, ich.« Bevor Dennis Dorland sich versah, hatte Bill sein Handgelenk gepackt und schleuderte den Freund in den Gang. Dorland fiel hin. Er wollte protestieren, da sah er, was los war.

Und auch er hatte unter Wasser die Leichen gesehen. Sein Erinnerungsvermögen funktionierte ausgezeichnet. »Die Toten!« schrie er.

Bill ließ ihn. Er stand längst neben der verschlafenen Ellen Dorland und zog die Bettdecke weg.

»Raus, weg hier!« schrie er.

Als Ellen nicht sofort gehorchte, warf Bill sie aus dem Bett. Die Frau wollte protestieren, doch ihr Mann griff schon ein. Er zog Ellen auf die Beine und schleifte sie zur Tür.

»In unsere Kabine!« rief Bill. Er folgte den Dorlands. Plötzlich schrie Ellen auf. Eine kalte Hand hatte sie berührt. Auch ihr Mann war vor Entsetzen wie gelähmt.

Bill stieß sich ab. Bevor der Zombie noch härter zugreifen konnte, schleuderte er ihm beide Fäuste gegen den Körper. Der Untote fiel zurück in den Gang, prallte noch gegen einen Artgenossen und riß diesen ebenfalls zu Boden.

Dann schob Bill Conolly die beiden Dorlands nach links.

Danach war er an der Reihe.

Bill kam nicht so gut weg. Eine Klaue packte ihn am Fußknöchel und riß ihn zu Boden.

Hart schlug Bill auf. Zum Glück dämpfte der Teppich seinen Fall, sonst hätte es übler ausgehen können.

Mit dem linken freien Fuß strampelte der Reporter zurück und traf etwas Weiches.

Der Griff löste sich. Bill schnellte auf die Beine. In der Bewegung sah er den nächsten Untoten. Er stürzte auf ihn zu.

Bills linker Aufwärtshaken traf voll. Obwohl die Kreatur keine Schmerzen verspürte, wurde der Angriff gestoppt. Der Zombie kegelte zurück, Bill hatte freie Bahn.

Bevor er in seiner Kabine verschwand, warf er noch einen hastigen Blick zurück.

Sechs lebende Leichen zählte er.

Waren das alle? Und was war mit der Besatzung geschehen? Die Frage bekam der Reporter im nächsten Augenblick beantwortet.

Er hörte dumpfe Schüsse und vernahm auch Schreie. Das geschah unter ihm, wo auch die Besatzung schlief.

»Mein Gott«, flüsterte Bill. Er ahnte, daß dort ein erbarmungsloser Kampf tobte, bei dem es wahrscheinlich nur einen einzigen Sieger geben würde.

Die Zombies!

Dennis Dorland hatte die Tür schon geöffnet. »Komm!« schrie er Bill Conolly zu.

Der Reporter verschwand in der Kabine. Dorland hämmerte die Tür zu un schloß ab.

Bill keuchte und rang gleichzeitig nach Atem. Dann schaute er sich das Häuflein der Geschlagenen an.

Die drei Frauen saßen auf dem Bett. Sheila hielt den kleinen Johnny auf ihrem Arm und sprach beruhigend auf ihn ein, während die Angst in ihren Blicken nistete.

Neben ihr hockte Ellen Dorland. Nur mit einem leichten Nachthemd bekleidet. Sie zitterte vor Furcht.

Evita Torres betete. Sie hatte die Hände gefaltet, über ihre Lippen drangen flüsternde Worte. Bill verstand sie nicht.

Er wischte sich über die Stirn.

Zwei Männer, drei Frauen, ein Kind eingesperrt in einer Kabine auf einem schwimmenden Schiff. Als Gefangene mordender Leichen.

Eine fast aussichtslose Lage.

»Ihr wißt alle, worum es geht?« fragte Bill.

Nicken. Stumm und verbissen.

»Okay.« Er schluckte, bevor er weitersprach. »Wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Der Kapitän ist tot. Die Zombies haben ihn umgebracht. Der Besatzung wird es nicht anders ergangen sein. Wir sind die einzigen Überlebenden.«

»Was können wir tun?« rief Ellen Dorland verzweifelt.

»Das ist die Frage.«

»Wir müssen Hilfe holen!« sagte Dr. Dorland.

»Wo?«

»Auf der Brücke. Ein Schiff anfunken oder…«

Bill winkte ab. »Der Vorschlag ist gut, aber undurchführbar. Bis wir Hilfe erhalten, sind wir längst tot.«

»Dann gibt es also keine Chance«, flüsterte Ellen Dorland.

Bill hob die Schultern.

Sekundenlang schwiegen die Menschen. Bill schaute seine Frau an. Er sah in ihren Augen das stumme Flehen, die Bitte, etwas zu tun, doch Bill wußte, daß es kaum eine Möglichkeit gab.

Waffenlos wie sie waren…

Die Fenster waren ebenfalls zu klein. Da paßte höchstens Johnny hindurch.

Dr. Dorland räusperte sich. »Mit anderen Worten, wir müssen darauf gefaßt sein, zu sterben?«

»Nein, nicht sterben!« schrie seine Frau. »Ich will nicht sterben!«

Sie sprang auf und klammerte sich an ihren Mann.

»Aber ich sehe keine Möglichkeit, Ellen. Wie kann man sie nur besiegen?«

»Mit geweihten Silberkugeln, zum Beispiel«, erklärte Bill. »Man kann ihnen auch den Kopf abschlagen.«

»Woher nehmen wir die Waffen?«

»Wir haben keine.«

»Draußen hängen Feuerlöscher und Äxte«, erklärte Sheila Conolly. »Aber da können wir nicht mehr dran.«

»Eigentlich müßte auch in der Kabine so etwas zu finden sein«, murmelte Bill, lief sofort zu einem der kleinen Fenster und riß den an der Seite angebrachten Vorhang weg.

Dort befand sich in der Tat eine kleine Axt.

Aber nur eine.

Bill hob sie aus der Halterung und wog sie in der Hand. »Wenig genug, aber besser als nichts«, kommentierte er.

»Wie viele sind es?« fragte Dr. Dorland.

Bill hob die Schultern. »Ich weiß es nicht.«

»Willst du es uns nicht sagen?«

»Ich habe nur sechs Untote gesehen. Hörte jedoch aus dem Bauch des Schiffes Schüsse und die Schreie der Besatzungsmitglieder. Deshalb können wir davon ausgehen, daß wir es vielleicht mit zwölf Gegnern zu tun haben.«

»Das schaffen wir nie«, flüsterte Evita Torres.

Der kleine Johnny war eingeschlafen. Sheila hatte ihn hin und hergeschaukelt. Jetzt fragte sie ihren Mann: »Siehst du eine Möglichkeit, Bill?«

»Im Moment nicht.«

»Wir sind ihnen also hilflos ausgeliefert«, stellte Dr. Dorland fest.

»Wie es so aussieht, ja.«

»Nein, nicht ganz«, meldete sich Evita Torres. Die anderen schauten das Mädchen überrascht an. Sie hatte bisher noch nicht gesprochen.

»Reden Sie«, bat Dr. Dorland. »Bitte.«

»Wir müssen an Deck«, sagte Evita Torres mit leiser Stimme.

»Von dort können wir in das Schlauchboot springen.«

Die Eingeschlossenen schauten sich an. »Das ist es«, sagte der Wissenschaftler, »das ist die Idee.« Seine Augen funkelten. »Verdammt, warum sind wir nicht schon längst darauf gekommen?«

»Dort ist auch noch unser U-Boot«, meinte Bill Conolly. Auch er war

über den Vorschlag des Girls froh. Jetzt sahen sie einen schmalen, hellen Streifen am grauen Horizont der Hoffnungslosigkeit.

Doch gleich dämpfte Bill den Optimismus der anderen wieder.

»Denkt daran, wir müssen erst an Deck sein.«

»Ob das zu schaffen ist?« erkundigte sich Ellen Dorland leise und zweifelnd.

»Riskieren müssen wir es«, erwiderte Bill.

Dr. Dorland legte beide Hände auf die Schultern seiner Frau.

»Ellen«, sagte er, »verlier den Mut nicht. Wenn wir alle zusammenhalten, kann nichts schiefgehen. Wir werden mit dem Grauen fertig.«

Die Frau schaute ihren Mann starr an. »Aber das sind Tote, Dennis« hauchte sie. »Lebende Tote. Die werden uns auch umbringen oder noch etwas Schlimmeres mit uns machen.«

»Was denn?« fragte Evita Torres.

»Moment«, mischte sich Bill Conolly ein. »Das reicht, glaube ich. Wir wollen nicht in die Details gehen. Laßt uns lieber überlegen, wie wir am besten an Deck kommen.«

»Auf jeden Fall gehen wir vor«, sagte Dr. Dorland.

Bill nickte. »Der Meinung bin ich auch.« Er schaute dann auf die Frauen. »Sheila, du und der Junge, ihr haltet euch dicht hinter uns. Dann folgen Ellen und Evita.«

Die Angesprochenen nickten. Sie waren mit dem Vorschlag voll einverstanden und hatten eingesehen, daß dies die einzige Möglichkeit war, den Zombies zu entkommen.

»Und was geschieht, wenn wir auf dem Meer sind?« erkundigte sich Evita Torres.

Bill Conolly winkte ab. »Darüber können wir später noch reden. Erst einmal müssen wir die erste Etappe hinter uns haben, dann geht es weiter.« Er wog das kleine Beil in der Hand und prüfte mit dem Daumen die Schneide. »Hoffentlich kann ich uns damit einige mit vom Leibe halten«, lächelte er hart.

Die anderen nickten nur.

Evita hatte wieder die Hände gefaltet. Sheila hielt den Kleinen fest an sich gepreßt. Ellen Dorland klammerte sich an ihren Mann, dessen Gesicht kalkbleich unter der Sonnenbräune war.

Auch Bill zeigte einen entschlossenen Ausdruck. Er wußte, auf was sie sich mit der Annahme des Vorschlags eingelassen hatten und welch eine Verantwortung auf seinen Schultern lastete.

Konnten sie es schaffen?

In diesem Augenblick geschah es. Schläge hallten gegen die Tür, die Klinke wurde hastig bewegt, und das Holz zittert.

»O Gott, sie kommen«, sagte Ellen voller Angst.

Bill Conolly aber achtete nicht auf ihre Worte. Er ging zur Tür, faßte

mit der linken Hand den Schlüssel, drehte ihn herum und riß die Tür wuchtig auf…

***

Ob wir ungesehen die Rückseite des Hauses erreicht hatten, konnte ich beim besten Willen nicht sagen. Ich hoffte es zumindest, und auch Myxin war meiner Meinung.

Er deutete auf seine Dämonenpeitsche. »Damit könnten wir die Schrumpfköpfe erledigen«, sagte er.

Ich nickte, erwiderte jedoch: »Später vielleicht. Erst einmal ist Suko wichtiger.«

»Sorry.«

Während mir Myxin den Rücken freihielt und die unmittelbare Umgebung beobachtete, schaute ich an der Fassade hoch. Ich suchte eine günstige Stelle, um mit der Kletterei zu beginnen.

Es gab mehrere kleine Vorsprünge, die auch in erreichbarer Nähe lagen, hob meine Arme, klammerte die Hände um einen solchen Vorsprung und zog mich hoch.

Mit den Füßen stemmte ich mich von der Wand ab und gab mir gleichzeitig genügend Halt.

»Es geht!« zischte ich Myxin zu.

Er nickte.

Schräg kletterte ich an der Hauswand hoch und erreichte auch das halbrunde Gitter eines Minibalkons, wo ich mich festhalten konnte. Ein Klimmzug, und ich stand auf der schmalen Brüstung.

Myxin folgte mir. Der kleine Magier kletterte sehr geschickt, er war schneller oben als ich.

Zwei bis zum Boden reichende Türhälften führten in den dahinter liegenden Raum. Leider war die Tür verschlossen, wie ich nach einem Versuch feststellte.

Myxin deutete auf die Scheibe. »Schlag sie ein«, sagte er knapp.

Ich schüttelte den Kopf und nickte auch.

»Was heißt das?«

»Es macht zuviel Lärm, die Scheibe zu zertrümmern. Wir zerschlagen sie zwar, doch anders.« Wir hatten uns nur flüsternd unterhalten. Ich holte mein Taschentuch hervor, faltete es dreifach und bedeckte damit meine rechte Handkante. Der Daumen hielt einen Zipfel fest.

»Raffiniert«, lobte Myxin.

»Ja, in meinem ersten Leben war ich der Einbrecherkönig von Paris.« Ich schlug zu.

Die Scheibe klirrte zwar, doch das Geräusch hielt sich in Grenzen. Ich hoffte wenigstens, daß man es im Haus nicht hörte.

Die Scheibe besaß nun ein Loch, doch ich konnte nicht hindurchfassen, ohne mich zu verletzen. Das besorgte Myxin für mich.

Er streckte seinen Arm durch die Scheibe, ging leicht in die Knie und…

Die Tür war offen.

Ich atmete auf.

Wir betraten einen Raum, in dem nicht nur die Hitze lastete, sondern es auch noch muffig roch. Hier mußte sich schon lange keiner mehr aufgehalten haben.

Ich sah ein paar Möbelstücke, über die man Tücher gehängt hatte. Auch die Umrisse einer Liegestatt wurden sichtbar. Und eine hohe Doppeltür, die fast bis zur Decke reichte.

Darauf ging ich zu.

Ein alter Holzfußboden bewegte sich unter meinem Gewicht.

Dielen knarrten, und ich hielt unwillkürlich den Atem an, aus Angst, man könnte uns hören.

Wenig später standen wir in der ersten Etage.

Im Haus war es still. Wir hörten auch aus dem Erdgeschoß keine Stimmen, und mir kam der Verdacht, daß Suko irgendwo im Keller seinen Platz gefunden hatte.

Myxin teilte diese Vermutung.

Über eine Treppe schlichen wir nach unten. Nach wenigen Stufen blieb ich stehen, denn ich hatte die an der Wand hängenden Gegenstände gesehen.

Dort hingen nicht nur Masken oder Bilder mit finsteren Motiven, sondern auch Waffen.

Ein handlicher Krummsäbel stach mir ins Auge. Als ich ihn aus der Scheide zog, stellte ich fest, daß er aus Holz war.

Ich steckte ihn wieder weg. Er mochte zwar als Souvenir gut sein, taugte aber als Waffe nichts. Da war mir der Beutedolch lieber.

Wie wir in den Keller kamen, das wußte ich. Schließlich hatte ich selbst dort gelegen und mir genau den Weg gemerkt, als man mich zurückschaffte.

Jetzt ging es in die umgekehrte Richtung.

Wir erreichten das Erdgeschoß und standen in der weiträumigen Halle, wo sich auch die Tür zum vorderen Garten befand.

Durch die Fenster fiel der zuckende Fackelschein. Er malte gespenstisch anmutende Figuren auf die Wände, tanzte über den Boden und berührte auch die Möbel.

Zum Glück waren die Häscher nicht ins Haus eingedrungen, denn gegen die Übermacht hätten wir es verdammt schwer gehabt.

Ich mußte mich orientieren.

Links befand sich das Arbeitszimmer des Weißen Magiers. Auf Zehenspitzen huschte ich zur Tür und legte mein Ohr gegen das Holz.

Nichts, keine Stimmen.

Ich drückte die Tür auch noch auf und warf einen Blick in den Raum.

Er war leer.
Demnach befand sich Suko doch woanders. Der Aufenthaltsort Keller wurde immer wahrscheinlicher.
Ich lief zurück zu Myxin. Auf halbem Weg etwa geschah es.
Plötzlich flog die Tür mit einer solchen Wucht auf, als hätte sie ein gewaltiger Windstoß aus den Angeln gerissen. Sie knallte bis gegen die Wand und stieß wieder zurück.
Allerdings fiel sie nicht ins Schloß, und mir gelang es, einen Blick nach draußen zu erhaschen.
Dort standen unsere Häscher. Sie hielten die Fackeln noch in den Fäusten und deren Widerschein leuchtete in das Haus. Er zeichnete zahlreiche Muster auf den Boden, hin und herwogende Schatten.
Schrumpfköpfe sah ich plötzlich.
Meine alten Bekannten hatten es sich nicht nehmen lassen, mir zu folgen.
Und die Häscher hatten ihnen die Tür geöffnet, um sie ins Haus zu lassen.
Ich war mit ein paar großen Schritten bei Myxin.
»Das sind sie«, erklärte ich hastig. »Die Schrumpfköpfe.«
Myxin nickte. »Die habe ich schon gesehen.« Er machte seine Dämonenpeitsche schlagbereit. »Willst du?«
»Ja, mit denen habe ich noch eine alte Rechnung zu begleichen.«
Myxin gab mir die Peitsche. Augenblicklich durchströmte mich ein sicheres Gefühl. Jetzt war ich nicht mehr waffenlos und brauchte mich auch nicht auf einen alten abgebrochenen Ast zu verlassen.
Die Tür flog wieder zu. Es wurde dunkler. Gefährlich dunkler, denn die Schrumpfköpfe waren kaum noch auszumachen. »Geh du auf die Treppe«, flüsterte ich Myxin ins Ohr. »Ich werde mich um die Freunde kümmern.«
Der kleine Magier war einverstanden.
Er wollte die ersten Stufen hochhuschen, als von einer Kommode sich etwas löste, auf Myxin zuflog und in seinem Nacken landete…

***

Bill Conolly kam über die Untoten wie ein Gewitter. Kaum hatte er die Tür aufgerissen, als er mit der rechten Hand auch schon zuhieb.
Die Klinge der kleinen Axt blitzte bei den Schlägen auf, und es gelang Bill, die lebenden Leichen zurückzutreiben. Töten konnte er mit dieser Waffe keinen Gegner, doch er hatte sich damit Respekt verschafft.
Einer wollte sich trotzdem an Bills Arm hängen.
Der Reporter fuhr herum und hieb die Axt in den Schädel des Untoten. Der kippte zurück und fiel gegen die Kabinenwand, wo er sich drehte und Bill den Rücken zuwandte.
Conolly konnte nicht widerstehen. Ein Tritt schleuderte die lebende

Leiche vollends zu Boden.

Bill drehte den Kopf und schrie über die Schulter hinweg:

»Kommt jetzt, verdammt!«

Dennis Dorland erschien als erster. Die Leichen hatten natürlich längst nicht aufgegeben. Sie mußten sich nur erst wieder fangen.

Und da sie sich ziemlich ungelenk bewegten, blieb den Menschen Zeit, um sich durchzuschlagen.

Bill übernahm die Spitze. Auch Dennis Dorland wollte neben ihm mitmischen, doch der Reporter hatte eine andere Idee. »Bleib du zurück!« rief er dem Freund zu. »Deck unseren Rücken!«

Dorland verstand. Er ließ die angstgepeitschten Frauen vorbei und übernahm das Ende der kleinen Prozession.

Sofort wurde er von einer lebenden Leiche angegriffen. Sie hatte ein bleiches Gesicht, das große Flecken aufwies. Die Augen waren seltsam verdreht, die Pupillen schimmerten.

Die Leiche grapschte nach Dorland.

Der schloß die Augen und riß beide Fäuste hoch. Er traf das kalte Gesicht, Ekel überkam ihn, und die Leiche kippte zurück.

Dr. Dorland schluckte.

Vor ihm ging Evita Torres, die alles aus weit aufgerissenen Augen mit angesehen hatte. Sie war stehengeblieben, und Dennis schob sie weiter.

»Los, gehen Sie!«

Sheila Conolly hielt sich dicht hinter Bill. Eng hatte sie ihren Sohn an sich gepreßt. Der kleine Johnny war längst wieder erwacht. Er weinte. Sheila versuchte auch nicht, ihn zu beruhigen.

Da geschah es!

Aus einer Kabine, deren Tür offenstand, fuhr eine gekrümmte Totenklaue. Sie fiel nach unten und faßte den Johnny an.

Sheila sah die Hand und schrie gellend auf.

Ihr Schrei machte Bill mobil. Er wirbelte herum, sah, daß der Zombie den Kleinen aus Sheilas Armen reißen wollte und drehte durch.

Diesmal war er es, der schrie.

Er konnte diesen Anblick einfach nicht ertragen. Ein Untoter, der nach seinem Kind faßte!

Die Hölle!

Bills Gesicht, war eine Fratze, als er zuhieb. Die lebende Leiche nahm den Schlag voll. Sie kippte zurück und fiel in die Kabine zurück. Bill wäre ihr gern gefolgt, doch er sah ein, daß die anderen jetzt wichtiger waren.

Sheila war zurückgewichen.

Johnny schrie und Bill fragte: »Ist alles okay?«

»Ja, uns ist nichts passiert.« Sheila gab sich Mühe, die Worte herauszubringen. Sie stand wie auch die anderen unter einem

ungeheuren Streß.

Die Zombies hatten gemerkt, welchen Plan die Menschen verfolgten. Und dem wollten sie einen Strich durch die Rechnung machen. Die Menschen sollten auf keinen Fall entkommen.

Die Zombies sammelten sich. Bis ans Ende des Kabinengangs zogen sich die meisten zurück und bildeten dort eine Mauer. Zwei Gestalten befanden sich noch im Rücken der Flüchtlinge.

Bill hatte sich an die Spitze des Trupps gesetzt. »Jetzt wird es ernst«, sagte er und blieb stehen.

Auch die anderen stoppten.

»Das schaffen wir nie!« flüsterte Ellen Dorland. »Wir können an denen nicht vorbei.«

»Abwarten.«

Vier Untote versperrten den Weg, grauenhafte Gestalten. Sie wankten von einer Seite zur anderen, stützten sich hin und wieder an den Wänden ab und glotzten ihre Opfer starr an.

Bill Conolly schluckte. Die kleine Axt in seiner Hand kam ihm fast lächerlich vor, dann aber hatte er eine Idee.

Im Gang hingen noch die Feuerlöscher!

Damit konnte man schon etwas anfangen. Bill ärgerte sich, daß er nicht früher darauf gekommen war. Auch zwei weitere Äxte hingen dort. Die Zombies hatten sie noch nicht entdeckt. Sie waren nach wie vor unbewaffnet.

Bill stieß Dennis Dorland an. »Die Löscher!« zischte er. »Damit können wir sie uns vom Leib halten!«

Der Wissenschaftler reagierte sofort. Die roten Feuerlöscher hingen in Nischen. Es waren zwei. Einer für Bill, der andere für Dennis. Auch die beiden Äxte nahmen sie.

»Geben Sie mir eine«, verlangte Evita.

Bill reichte ihr die Waffe rüber.

Und das Girl reagierte sofort. Es hatte gehört, daß sich die beiden Untoten in ihrem Rücken anschlichen. Wie eine Furie wirbelte die Kleine herum und hackte mit dem Beil zu.

Gleichzeitig löste Bill die Schutzklappe des Löschers. Eine weiße Schaumlanze schoß daraus hervor. Der Reporter mußte den Löscher mit beiden Händen halten, der Druck hätte ihm das Gerät sonst aus der Hand gewirbelt.

Die Untoten bekamen die Ladung voll mit. Bill fächerte den Löscher hin und her. Breite Ladungen klatschten gegen die Körper der lebenden Leichen, trieben sie zurück, weil der Druck doch ziemlich stark war.

Die Zombies krachten zu Boden. Sie fielen dabei übereinander, schlugen mit den Armen um sich und schafften es doch nicht, den Löschstrahlen zu entgehen.

Auch Dennis Dorland griff jetzt ein, während sich Ellen und Sheila eng an die Wand preßten.

Dorland sprühte die beiden Untoten hinter ihnen an. Evita war mit ihnen nicht fertig geworden.

Aus kürzester Distanz bekamen die lebenden Leichen den Löschschaum in die Gesichter.

Sofort verklebte das Zeug Augen, Nase und Mund.

»Da habt ihres, ihr Bestien!« brüllte Dennis. Er führte den Löscher von oben nach unten. All sein Haß entlud sich. Und er trieb die Zombies tatsächlich zurück.

Auch die Untoten an der Treppe waren vorerst einmal ausgeschaltet. Sie hatten genug mit sich selbst zu tun und mußten sich erst von dem Schaum befreien.

Bill schleuderte den Löscher weg. »Kommt!« schrie er. »Der Weg ist endlich frei!«

Das ließen sich die Mitglieder der Gruppe nicht zweimal sagen.

Bill hatte kaum ausgesprochen, als sie schon losrannten.

Trotzdem erreichte der Reporter die Untoten als erster. Er mußte sich noch den Weg freitreten, weil die Zombies die Nähe der Menschen spürten und nach ihnen greifen wollten.

Auch die Frauen kamen sicher vorbei.

Sie sprinteten die Treppe hoch. Dr. Dorland lief am Schluß. Er schaute sich immer wieder um, sah aber keine Verfolger.

Das große Aufatmen begann.

Bill stand als erster an Deck.

Es hatte sich abgekühlt. Ein leichter Wind fuhr über das Wasser, bewegte die Wellen und ließ die weißen Schaumkränze auf den Kämmen hell aufblitzen.

Die Menschen atmeten auf. Sie liefen sofort auf die Backbordseite zu, dann aber traf sie der Schock.

Die Gruppe hatte kaum die Hälfte der Strecke hinter sich gelassen, als die Zombies kamen.

Eine lebende Leiche fiel von der Brücke herab, drei andere tauchten aus den Deckungen der Aufbauten. Voll schien das Mondlicht auf die schrecklichen Gestalten, und alle sahen, daß die von der Brücke gefallene Gestalt blutige Hände besaß.

Ellen Dorland bekam einen regelrechten Krampf und brach auch zusammen.

Verzweifelt stand ihr Mann daneben.

Nur Bill reagierte. Er sprang auf Ellen zu und schlug ihr heftig ins Gesicht.

Diese Methode half, das Schreien verstummte. Doch die Aktion hatte Zeit gekostet.

Die Untoten nutzten die kostbaren Sekunden. Sie marschierten los

und versuchten das zu vollenden, was ihre Artgenossen unter Deck nicht geschafft hatten…

***

In Myxins Nacken hockte ein Schrumpfkopf!

Wie angewurzelt blieb der Magier stehen, er begriff die Gefahr im ersten Moment nicht.

Ich dafür um so besser.

Mit Riesenschritten überwand ich die Distanz zu ihm, packte zu und riß den Schädel weg.

Dann schmetterte ich ihn zu Boden.

Er rollte noch über den Teppich, war jedoch wieder sprungbereit, als ich zuschlug.

Die drei Riemen der Dämonenpeitsche klatschten gegen den Schädel, hoben ihn hoch – und zerstörten ihn.

Plötzlich platzte er auseinander. Die einzelnen Teile flogen wie kleine Geschosse umher, prallten wieder zu Boden und lösten sich auf.

Ich lächelte hart. Jetzt würde ich es den verdammten Schädeln zeigen.

Myxin drehte sich um. »Alles okay?«

»Ja, und bei dir?«

Er rieb sich den Nacken. Dort hatten die Zähne getroffen. Und diesmal blutete Myxin. Aber nicht wie ein Mensch, sein Blut war dicker und dunkler.

Dämonenblut!

Myxin war von einem dämonischen Gegner attackiert worden. Er konnte ihn verletzen, wenn nicht töten.

»Halte dich in Deckung!« rief ich dem kleinen Magier zu und kümmerte mich um die restlichen sechs Schrumpfköpfe.

Natürlich hatten sie mitbekommen, was mit ihrem Artgenossen geschehen war, und sie verhielten sich dementsprechend vorsichtig. Sie versuchten, mich einzukreisen.

Ich ließ es gar nicht dazu kommen.

Als die ersten Schrumpfköpfe sich daran begaben, einen Halbkreis zu bilden, sprang ich vor.

Meine Peitsche trat in Aktion. Ich legte all die Wut in den ersten Schlag, und er fegte gleich drei Schädel zur Seite. Zwei von ihnen waren tödlich getroffen. Der dritte nur angeschlagen. Er mußte den Hauch der Magie gespürt haben, drehte sich um seine eigene Achse und wollte mich angreifen.

Mit einem weiteren Schlag zerstörte ich auch ihn.

Noch drei waren übrig.

Jetzt bekam ich etwas von der Schnelligkeit mit, die in den Köpfen steckte.

Sie hüpften über dem Boden, orientierten sich jedoch nicht in Richtung Ausgang, sondern auf die Kellertür zu. Wahrscheinlich wollten sie zu ihrem Meister.

Die Suppe würde ich ihnen versalzen.

Drei gewaltige Sprünge brachten mich quer durch den Raum.

Noch in der Bewegung hob ich meinen Arm zum Schlag, hielt die Peitsche etwas flach, und dann fegten die Riemen über den Boden.

Die Schrumpfköpfe hatten gleichzeitig versucht, in den Keller zu gelangen. Wie sie dabei die Tür aufbekommen wollten, war mir ein Rätsel. Nur hatten sie sich vor der Tür zusammengeballt. Das wurde ihnen jetzt zum Verhängnis.

Die Peitsche traf alle drei.

Die Magie der dämonischen Waffe machte ihnen so schwer zu schaffen, daß sie sich nicht mehr erholten.

Sie wurden zerstört und sprangen auseinander, wie schon der erste Schädel.

Geschafft!

Der Weg war frei.

Ich wischte mir über die Stirn und winkte Myxin zu. Der kleine Magier hatte seinen Beobachtungsplatz an der Treppe verlassen und war an eines der Fenster getreten, wo er durch die Scheibe starrte.

»Was ist denn?« fragte ich.

»Die stehen immer noch vor dem Haus.«

»Auch noch die Leichen?«

»Ich sehe keine.«

Neben Myxin wartete ich. Mein Blick traf seinen Nacken. Die Blutung hatte aufgehört. »Bestimmt sind noch einige Zombies übrig. Wir haben nicht alle erledigt.«

Der Meinung war ich auch.

»Wenn ich nur wüßte, auf was oder wen die warten?« murmelte ich.

»Auf Caligro.«

»Möglich.« Sollte Myxin mit seiner Vermutung wirklich recht haben, dann mußte ein Ereignis dicht bevorstehen, von dem wir noch keine Ahnung hatten, denn sonst wären die Insulaner wahrscheinlich ins Haus gelangt. Für uns war es jetzt wichtig, den Weißen Magier zu stoppen.

»Los, in den Keller«, sagte ich.

»Halt.« Myxin hob den Arm. »Sieh mal!«

Ich verdrehte den Kopf und peilte durch die Scheibe nach links.

Wie Schattenwesen tauchten die vier Leibwächter des Magiers auf.

Der Fackelschein malte ihre Körper mit einer gelbroten Farbe an.

Die vier waren nicht allein. Sie trugen eine Trage auf ihren Schultern. Und auf dieser Trage lag ein gefesselter Mann.

Suko!

»Verdammt!« entfuhr es mir, und auch Myxin war meiner Meinung. Hinter den vier Trägern sah ich den Weißen Magier. Wie ein König, mit hocherhobenem Haupt, folgte er der Trage.

Wo wollten sie hin? Und vor allen Dingen, was hatten sie mit Suko vor?

Daß sie Suko nicht zu einem Picknick einladen würden, war mir klar. Wahrscheinlich ging es für den Chinesen um Leben oder Tod.

Das Volk jubelte, als es seinen Meister sah. Caligro hob beide Arme, blieb stehen und winkte.

Langsam drehte er sich im Kreis. Seine Blicke trafen dabei auch das Fenster, und ich glaubte, ein höhnisches Lächeln auf seinen vom dichten Bart umwobenen Lippen zu sehen.

Hatte er uns entdeckt?

Wohl kaum, denn er gab keinerlei Befehl an seine Leute, sondern schritt quer durch den Park.

Die Insulaner schlossen sich ihm an.

»Ob die wieder zum Friedhof gehen?« murmelte Myxin.

Ich hob die Schultern. »Auf jeden Fall müssen wir ihnen nach«, erklärte ich.

Da sprach ich ganz im Sinne des kleinen Magiers.

Wir warteten. Es war zu gefährlich, schon jetzt das Haus zu verlassen. Vielleicht standen Wachen in der Nähe, die nur darauf warteten, uns in Empfang nehmen zu können.

Nach einigen Minuten – die Insulaner waren nicht mehr zu sehen – öffnete ich vorsichtig die große Eingangstür und peilte nach draußen.

Niemand lauerte in der Nähe, um uns einen heißen Empfang zu bereiten.

Alles blieb ruhig, eigentlich zu ruhig für meinen Geschmack. Den Weg der Menge konnten wir anhand des rötlichen Widerscheins am Himmel verfolgen.

Sie gingen durch den Garten, in dem auch wir mit den Zombies gekämpft hatten.

Diesmal nahmen wir die Wege. Auf diesen Pfaden konnten wir vor heimtückisch angelegten Wolfsfallen sicher sein.

Myxin hielt sich immer dicht hinter mir und schaute auch des öfteren zurück.

Niemand verfolgte uns.

Wir gelangten an das weit offenstehende Tor und verließen das Grundstück.

Dann erlebten wir die erste Überraschung.

Die Menge hatte nicht den Weg zum Friedhof eingeschlagen, sondern sich in die entgegengesetzte Richtung gewandt.

Meiner Schätzung nach mußte es dort zum Hafen und zu den Klippen gehen.

Ein schrecklicher Verdacht keimte in mir auf. Ich hatte gehört, daß die Haie einen Ring um die Insel gebildet hatten. Und wenn Caligro Suko nicht mehr benötigte, war es die einfachste Art, ihn aus dem Weg zu räumen, wenn er den Chinesen den Haien zum Fraß vorwarf. Eine Demonstration der Macht, denn nun konnten all seine Bewunderer zuschauen.

Ich teilte Myxin meine Vermutung mit.

Auch der kleine Magier bekam einen Schreck. »Dann müssen wir uns beeilen.«

Ich nickte. »Und wie.«

Trotzdem gingen wir sicher, verfolgten die Menge nicht auf dem direkten Weg, sondern schlugen uns immer wieder seitwärts in die Büsche.

Das ist zwar leicht hingesagt, aber in diesem Gelände war es gefährlich. Wir kannten die Gegend nicht. Unter unseren Füßen schmatzte sumpfiger Boden. Einmal verschwand ich bis zu den Schienbeinen im Wasser.

Wenig später wurde es besser. Hier hatten die Inselbewohner das Land bereits kultiviert.

Wir sahen große Felder, die das Mondlicht mit einem silbernen Schein belegte. Allerdings hatten wir keine Lust, uns durch das sperrige Zuckerrohr zu schlagen, deshalb führten wir die Verfolgung auf dem normalen Weg fort.

Wir holten sogar auf.

Die Menge war als dunkle, kompakte, sich vorwärtsbewegende Masse zu erkennen und wurde vom rötlichen Widerschein der flackernden Fackeln bestrahlt.

Die Luft kühlte ab. Der Dschungel lag hinter uns, und wir näherten uns bereits der Küste.

Auch wurde der Weg steiler und steiniger.

Dann schwenkte die Gruppe nach links ab.

Wir warteten bis sie außer Sicht war, erreichten dann ebenfalls die Stelle, orientierten uns und kamen zu dem Entschluß, daß die Insulaner den Hafen als ihr Ziel ausgesucht hatten.

Er lag vor uns.

Das Mondlicht schien nicht nur auf das Meer, sondern bedeckte mit seinem fahlen Schein auch die ankernden Schiffe. Als malerische Gebilde ragten die Masten der Fischerboote in den Himmel.

Wir konnten dies besonders gut sehen, da wir etwas erhöht standen.

In Serpentinen führte der Weg dem Hafen entgegen und verschwand bald zwischen den ersten Häusern.

»Die gehen tatsächlich zum Wasser«, sagte Myxin.

»Ja, die Haie werden schon Hunger haben.«

Wir Hefen jetzt schneller. Myxin mußte laufen, er konnte meinem

Tempo nicht folgen. Jetzt war es mir auch egal, ob man uns entdeckte, Hauptsache, wir konnten Suko irgendwie aus der Klemme helfen.

Die ersten Häuser.

Rechts und links des Weges wuchsen die Hütten. Manche aus Holz, andere aus Wellblech, die besseren aus Stein.

Streunende Köter rannten über die Straße, kläfften uns an und verzogen sich winselnd, als sie dem kleinen Magier zu nahe kamen.

Ich mußte grinsen.

»Du vertreibst sogar die Hunde.«

»Sie mögen mich nicht.«

Ich suchte nach einer Abkürzung. Zwischen den Hütten war kaum Platz. Auch brannte nicht eine Laterne. Alles war dunkel.

Und selbst hinter den Fenstern sahen wir kein Licht.

Schließlich überstiegen wir einen brüchigen Zaun. Er begrenzte ein Feld, auf dem ein mir unbekanntes Gemüse wuchs. Wir landeten in weicher Erde. Matschige Ringe legten sich um unsere Füße.

Zwischen einem Gewirr von Hütten und Buden näherten wir uns dem kleinen Hafen.

Schließlich stießen wir auf eine Straße. Sie lag etwas tiefer, und wir mußten einen drei Yards langen Hang überwinden. Die Straße war natürlich nicht asphaltiert, der Belag bestand aus festgestampftem Lehm.

Ich schaute mich um.

Die Insulaner hatten die Richtung gewechselt. Sie waren nach rechts eingeschwenkt – nach Osten.

Dort mußten wir auch hin.

Schon hörten wir die Brandung. Sie rauschte gegen die Felsen.

Fontänenartig wurden Wasserschleier in die Nachtluft geschleudert. Glitzernde Kaskaden, die schnell wieder in sich zusammenfielen. Von erhöhter Stelle aus erspähten wir auch den Strand.

Wuchtige Felsen wuchsen dort in die Höhe.

Die Menge bewegte sich auf die Felsen zu. Dort sollte sich Sukos Schicksal entscheiden.

Ich stieß Myxin an. »Los, wir müssen schneller sein!« zischte ich ihm zu.

Einen Herzschlag später waren wir bereits auf dem Weg.

***

Bill Conolly schaute sich um.

Das Zwei-Mann-U-Boot hing noch dort, wo auch der Hebekran stand. Niemand hatte sich daran zu schaffen gemacht. Doch das Schlauchboot – war es auch noch da?

»Zur Reling!« rief Bill. »Wir müssen zur Reling.«

Er stürmte los. Dennis Dorland folgte ihm.

Die Zombies merkten natürlich, was die Männer vorhatten und schnitten ihnen den Weg ab.

Sheila hatte trotz ihrer Angst die Nerven noch unter Kontrolle.

Obwohl sie auf ihren Sohn achtete, machte sie sich zur Führerin der drei Frauen.

Heftig zerrte sie an Ellens Arm. Ein Windstoß fuhr über Deck und ließ Sheilas Haare flattern.

»Komm mit, Ellen, komm…«

Verständnislos schaute Ellen Dorland die Freundin an. Sheila sah einen Ausdruck in ihren Augen, der sie zutiefst erschreckte. Etwas Ähnliches wie Wahnsinn…

»An die Reling, Ellen!«

Da reagierte Evita Torres. Sie stieß die Frau heftig in den Rücken, und Ellen taumelte nach vorn. Der Schmerz brachte sie wieder zu Besinnung, sie konnte zuhören und verstand. Willig ließ sie sich von dem Girl mitziehen.

Bill und Dr. Dorland kämpften.

Die Untoten hatten ihnen so raffiniert den Weg abgeschnitten, daß sie gar nicht anders konnten. Der Reporter hieb immer wieder mit der Axt zu, brachte den Zombies auch Wunden bei, doch sie spürten nichts. Man konnte sie zwar zurückdrängen, danach stießen sie immer wieder hart vor.

Zu allem Unglück hatten sich auch noch die lebenden Leichen aus dem Kabinengang erholt. Die wankten die Treppe hoch. Das meiste Zeug klebte noch an ihren Körpern. Überall waren die Schaumreste verteilt. Die Untoten hatten sie nicht entfernen können, doch die Gesichter lagen frei.

Bill und Dennis Dorland sahen sie gar nicht.

Bis Sheila einen Warnschrei ausstieß.

Ihr Mann kreiselte herum. Ein Zombie im blauweiß gestreiften Hemd hatte seinen Arm schon ausgestreckt. Fünf Finger zielten nach den Augen des Reporters.

Bill tauchte weg.

Von unten hieb er zu.

Der Zombie kippte zurück. Lang fiel er auf die Planken und machte sofort wieder Anstalten, sich zu erheben. Einen zweiten packte Bill an der Schulter und schleuderte ihn auf die Treppe zu, wo sich der Untote nicht fangen konnte und die Stufen wieder hinunterpurzelte.

Dann vernahm Bill einen würgenden Laut.

Mit Schrecken sah er einen Herzschlag später, was geschehen war.

Dennis Dorland hing im Würgegriff eines Untoten. Dem Wissenschaftler blieb keine Chance. Er kam gegen die Kraft der lebenden Leiche nicht an.

Dennis wurde über Deck gezerrt. Der Untote ging mit ihm rückwärts,

die Absätze des Mannes streiften über die sauberen Planken und hinterließen dort schwarze Striche auf dem edlen Holz. Dennis schlug mit den Armen um sich. Sein Beil hatte er verloren, aber auch mit den Fäusten traf er nicht.

Bill startete.

Gleichzeitig bewegten sich vier andere Leichen auf die drei Frauen und das Kind zu.

Ihre ausdruckslosen Gesichter wirkten wie helle Flecken in der Dunkelheit, die Schuhe, falls sie noch an den Füßen hingen, schlurften über Deck.

Ellen bekam wieder einen hysterischen Anfall, doch Sheila und auch das junge Mädchen reagierten.

Während Sheila Johnny für einen Moment absetzte, packten sie und Evita zu. Blitzschnell hoben sie Ellen Dorland hoch und warfen sie über Bord.

Diese Sekunden hatte Johnny ausgenutzt.

Der kleine Junge wußte nicht, um was es ging. Er sah in den lebenden Leichen keine Bestien, sondern Menschen.

Und er ging auf sie zu.

Sheila sah es mit Schrecken.

Für einen winzigen Moment wurden ihre Augen riesengroß, dann holte sie Luft und schrie den Namen ihres Mannes.

Im gleichen Augenblick faßte ein Zombie den kleinen Johnny an der Hand…

***

Sie hatten Suko nicht den Hauch einer Chance gelassen. Sie schleppten den Bewußtlosen in den Keller und warteten, bis er erwachte. Dann banden sie ihn auf die Trage.

Sie hätten dies schon vorher erledigen können, doch der Weiße Magier wollte, daß Suko mitbekam, wie es um ihn stand.

Caligro kostete seinen Triumph voll aus. »Du hast die magische Zeremonie des Voodoo-Zaubers gestört, und dafür gibt es nur eine Bestrafung – den Tod!«

Er schleuderte Suko die Worte ins Gesicht. Der Chinese vernahm sie, zuckte jedoch mit keiner Wimper.

»Nun?« höhnte Caligro. »Willst du nicht wissen, wie du sterben sollst?«

»Nein.«

Die Antwort irritierte den Weißen Magier. Er konnte jedoch nicht über den Berg halten und sagte gefährlich leise: »Du wirst den Haien zum Fraß vorgeworfen, Chinese. Sie werden dich zerfleischen, und wir schauen zu.«

»Noch lebe ich!«

»Hoffst du auch?«
»Natürlich, denn es ist dir nicht gelungen, John Sinclair zu finden.«
»Das nicht«, gab der Weiße Magier zu. »Und doch habe ich einen großen Vorteil. In meinem Besitz befindet sich etwas, das für Sinclair ungeheuer wertvoll ist. Ein Kreuz, eine Pistole, ein Dolch.« Caligro griff in die Falten seines Gewandes und holte einen Beutel hervor. Er war aus Leinen. Caligro hob ihn hoch und ließ ihn dicht vor Sukos Augen pendeln.
»Für diese Waffen riskiert Sinclair alles«, zischte er. »Er wird mir vor die Füße laufen, dann brauche ich ihn nur noch zu töten. Damit seid ihr alle erledigt, so daß ich meinen Traum wahrmachen kann. Ich werde Herr über die lebenden Toten sein, der Meister des Voodoo. Denn mir gehört diese Insel. Niemand kann sie verlassen, wenn ich es nicht will. Wer es trotzdem versucht, wie diese Evita Torres, den bekomme ich auch noch, denn meine Magie ist sehr stark. Ich allein stehe mit zahlreichen Toten in Verbindung. Du hast doch genug vom Bermuda-Dreieck gehört. Die Leichen, die dort auf dem Meeresgrund liegen, sind meine Diener. Ich kann sie erwecken, wenn ich will. Und ich habe sie erweckt. Sie werden dort auftauchen, wo sich das Boot dieser Torres befindet, und dann schlagen sie zu. Nein, kein Gegner hat jemals eine Chance gehabt.«
Die vier bemalten Diener hatten sich um die Trage herum aufgebaut. Stumm hörten sie zu, was der Meister ihnen zu sagen hatte.
Bis Caligro eine Handbewegung machte.
»Schafft ihn weg!«
Erst jetzt kam Bewegung in die vier. Sie bückten sich und hoben die Trage an.
»Nicht durch den Eingang!« rief Caligro, so daß auch Suko ihn verstehen konnte. »Nehmt die Seitentür!«
Die Diener gehorchten.
Suko war natürlich nicht untätig. Er hatte versucht, die Stricke zu lockern, doch das stellte sich schnell als unmöglich heraus. Diejenigen, die ihn gefesselt hatten, verstanden ihr Handwerk. Die Stricke schnürten so eng um Sukos Körper, daß er kaum Luft holen, geschweige sich bewegen konnte.
Er mußte alles über sich ergehen lassen.
Trotzdem gab der Chinese nicht auf. Denn noch befanden sich die Freunde in Freiheit, und sie würden alles daransetzen, ihn aus der Misere zu befreien.
Über eine Steintreppe verließen die vier Träger mit ihrer »Beute« den Keller. Sie gelangten in einen Flur und an die Tür, die nach draußen führte.
Dort warteten schon die anderen.
Caligro war seinen Dienern gefolgt. Er wußte jetzt noch nicht, daß es

ein Fehler gewesen war, diesen Weg zu nehmen, denn so hatte er die Schrumpfköpfe verpaßt. Und die hätten ihm gern etwas mitgeteilt, was nicht für jedermanns Ohren bestimmt war. Diese Köpfe hätten zugeben müssen, daß ihnen John Sinclair entkommen war. Bestimmt hätte Caligro umdisponiert. So jedoch blieb es dabei.

Er ließ sich von der Menge feiern und schlug mit ihr zusammen den Weg zum Hafen ein.

Die Träger legten die Stangen der Trage auf ihre muskulösen Schultern. So war es für sie bequemer. Daß die Träger unterschiedlich groß waren, merkte Suko daran, wie er mit dem Kopf in der Schräge lag. Das Blut stieg ihm in den Schädel. Zudem schaukelten die Männer hin und her, aber Suko war durch die Seefahrerei inzwischen einiges gewöhnt, so daß ihm dieses Tragen auch nichts ausmachte.

Immer wieder schaute der Chinese hoch zum Himmel, wo er den Widerschein der Fackeln sah. Je weiter sie gingen und die Dschungelregionen hinter sich ließen, um so frischer wurde die Luft.

Unablässig arbeitete Suko an seinen Fesseln. Dabei mußte er achtgeben, daß seine Feinde nichts bemerkten, denn er wollte sich nicht noch einmal bewußtlos schlagen lassen.

Es half nichts, die Stricke saßen zu stramm.

Ein frischer Wind fuhr über Sukos schweißnasses Gesicht und kühlte es etwas ab. Der Chinese glaubte auch, das Rauschen der Brandung zu hören, der Boden war felsiger geworden, und die Schatten der Klippen verdeckten manchmal den Schein des Feuers.

Langsam wurde Suko unruhig. Sie näherten sich unaufhörlich dem Ziel, und ihm war es nicht gelungen, irgend etwas zu seiner Befreiung zu unternehmen.

Dann trugen sie ihn einen schmalen Pfad hoch, der zur Spitze eines Felsens führte.

Suko konnte den Kopf bewegen.

Unten sah er die Brandung gegen den Felsen schäumen. Die Gischt bildete einen pulsierenden weißen Streifen, eine tosende Hölle aus Wasser.

Wer von diesem Felsen in die Tiefe stürzte, der hatte kaum eine Chance zu überleben.

Und wenn er es wider Erwarten schaffte, dann würden die Haie für seinen endgültigen Tod sorgen.

Eine makabre Vorstellung.

Nicht alle Menschen fanden auf der Felsspitze Platz. Sie bildete ein kleines Plateau, Wind und Regen hatten das Gestein glatt geschliffen und gewaschen.

»Legt ihn ab!« hörte Suko den Befehl.

Die Träger gehorchten und stellten die Trage auf den Boden.

Suko spürte noch durch den Leinenstoff die Wärme der Felsen. Sie

gaben jetzt erst die gespeicherte Hitze ab.

Würden sie ihn mitsamt der Trage ins Meer werfen? Eigentlich war es egal, Suko hatte sowieso keine Chance, denn die schwerbewaffneten Männer sorgten dafür, daß ihm jeder Fluchweg versperrt blieb.

»Löst die Fesseln!«

Die Diener gehorchten.

Suko konnte sich wieder bewegen. Der lange Blutstau wurde abrupt unterbrochen. Jetzt, wo der Kreislauf wieder arbeiten konnte, strömte das Blut mit Macht durch die Adern. Suko fühlte das Prickeln überall am Körper.

Außer Caligro und seinen vier Leibwächtern hatten noch drei weitere Fackelträger auf dem kleinen Plateau Platz gefunden. Sie standen wie Denkmäler, die Arme halb erhoben, die Fäuste um die Griffe der Fackeln gekrallt.

Caligro lachte. »Springst du freiwillig?« fragte er, »oder sollen wir dich runterstoßen?«

Suko erhob sich langsam. Er schaute den Weißen Magier an. Die Diener hatten ihre Schwerter gezogen. Vier Spitzen wiesen auf den waffenlosen Chinesen.

»Ich springe freiwillig«, erwiderte er.

»Das ist gut.«

Die Diener traten zurück und machten den Platz zum Rand frei.

Langsam ging Suko darauf zu.

Nach dem ersten Schritt ließ der Weiße Magier die rechte Hand nach unten fallen.

Ein Zeichen.

Zwei Leibwächter hoben ihre Schwerter. Sie wollten kein Risiko eingehen und Suko die Waffen in den Rücken schlagen, bevor er in die Tiefe stürzte…

***

Bill Conolly rannte wie ein Wiesel um die beiden Kämpfenden herum und packte den Untoten am Hals. Er nahm ihn in einen ähnlichen Griff wie der Zombie sein Opfer.

Bill fühlte unter seinen Fingern die Haut. Sie war teigig und kalt – widerlich.

Von der rechten Seite näherten sich zwei weitere Geschöpfe. Sie wollten Bill in die Flanke fallen und ihrem Kumpan zu Hilfe eilen.

Den ersten schaffte sich der Reporter mit einem Tritt vom Leib, den zweiten verfehlte er.

Dafür gelang es Bill jedoch, die Umklammerung an Dorland Hals zu brechen. Der Reporter riß die würgenden Hände zur Seite.

Dennis Dorland bekam wieder Luft, war aber so schwach, daß er in

den Knien einsackte und schwer zu Boden fiel.

Jetzt hatte Bill drei Gegner vor sich, denn der Zombie, der Dennis gewürgt hatte, attackierte auch Bill.

Die Fäuste des Reporters waren wie Schmiedehämmer. Seine Schläge explodierten in den Leibern und warfen die Zombies zurück. Doch sie standen immer wieder auf.

Jetzt quollen auch noch die restlichen lebenden Leichen an Deck.

Sie hatten den Kabinengang hinter sich gelassen, dort gab es nichts mehr für sie zu holen, die Menschen befanden sich woanders.

Bill hatte für eine Sekunde Luft. Die Zeit nutzte er aus, um Dennis Dorland anzuschreien.

»Hau ab, Dennis! Über Bord!«

Dr. Dorland war noch immer benommen. Sprachlos starrte er umher. Da warf sich ein Körper auf ihn.

Auch Bill hatte daran nichts ändern können, weil er um sein eigenes Leben kämpfte.

Dr. Dorland fiel auf den Rücken. Er wollte sich unter dem Untoten wegrollen, doch das Gewicht war zu schwer. Es nagelte ihn förmlich auf Deck fest.

Bill warf einen Zombie mit elegantem Schulterwurf zu Boden und wollte dann seinen Freund unterstützen, als er Sheilas gellenden Schrei vernahm.

»Biillll…!«

Der Reporter drehte sich um seine eigene Achse. Er glaubte, sein Herzschlag würde aussetzen.

Einer der widerlichen Zombies hatte Johnny gepackt.

Seinen Sohn!

Bill drehte durch. Aus seinem Mund drang ein kaum noch menschlicher Schrei. Dann rannte der Reporter los, stieß zwei lebende Leichen, die sich ihm in den Weg stellten, zur Seite. Und er holte zu einem ungeheuren Schlag aus.

Der Zombie hielt den kleinen Johnny am Arm gepackt. Er zog ihn soeben zu sich heran, als Bills Faust genau auf ihn zufuhr.

Es war ein Hammer.

Der Reporter hatte all seine Wut und seinen Haß hineingelegt.

Wie vom Katapult geschleudert, segelte die lebende Leiche zurück, krachte auf die Planken, überschlug sich dort und rollte fast bis an die Reling.

Bill riß den Kleinen an sich.

»Dad«, lachte Johnny, »warum hast du den Mann gehauen?«

Für Erklärungen hatte der Reporter jetzt keine Zeit. Er nahm Johnny hoch und drückte ihn Sheila in die Arme.

Bills Frau machte einen völlig erschöpften Eindruck. Die Angst um Johnny hatte sie fast um den Verstand gebracht. Sie zitterte wie das

berühmte Espenlaub.

»Bill, Bill… was sollen wir machen?«

»Ich weiß es nicht, verdammt!«

»Ins Schlauchboot?« fragte Evita, die neben Sheila stand.

»Möglich, aber warte noch. Ich…«

Plötzlich hörte Bill einen erstickten Laut. Siedendheiß fiel ihm sein Freund Dr. Dorland ein.

Bill Conolly kreiselte auf dem Absatz herum und wurde mit dem Grauen konfrontiert.

Die Zeit, die Bill benötigt hatte, um seinen Sohn zu retten, hatten die Zombies genutzt.

Zu fünft waren sie über Dennis Dorland hergefallen, und sie hatten ihm keine Chance gelassen.

Dr. Dorland war tot.

Bill hatte soeben noch das letzte Aufbäumen des Freundes mitbekommen, dann war es vorbei.

Der Reporter schüttelte den Kopf. Er schluchzte auf. Nahm dieser Wahnsinn denn gar kein Ende?

Auch Sheila hatte Dr. Dorlands Tod merkt. Sie hielt die Hände gegen ihren Mund gepreßt, die Augen schwammen in Tränen. Jetzt sahen sie, wie die lebenden Leichen Dennis Dorland zur Reling schleppten. Im Moment waren sie abgelenkt.

»Was sollen wir tun?« Sheilas Stimme klang schrill. »Gib Antwort, Bill, schnell!«

Der Reporter wußte auch keinen Rat. Evita Torres konnte ebenfalls nicht sprechen. Das Grauen hatte ihre Kehle zugeschnürt.

Die Leiche wurde über die Reling geworfen. Genau an der Seite, wo auch das Schlauchboot lag.

Bill zuckte zusammen. »Verdammt, Ellen«, flüsterte er rauh.

Da hörten sie auch schon den Schrei. Vom Wasser her klang er auf, und er barg all die Verzweiflung in sich, zu der ein Mensch überhaupt fähig ist.

Bill schloß für einen Moment die Augen und ballte seine Hände zu Fäusten.

Es wurde unerträglich.

Dennis Dorland war nicht mehr zu retten. Jetzt ging es allein um die Frauen.

Da sprangen zwei lebende Tote über Bord. Sie hatten den Schrei ebenfalls vernommen und wußten, daß sich dort unten ein Mensch befand. Ein Opfer…

»Nein!« flüsterte Evita.

Und Bill befand sich in einer Zwickmühle. Was sollte er tun? Er konnte nicht von Bord, denn hier mußte er sich um Evita und seine Familie kümmern.

Aber brachte er es wirklich fertig, Ellen Dorland ihrem Schicksal zu überlassen?
Nein, unmöglich!
Vielleicht hatte sie noch eine Chance, wenn sie floh. Das Boot besaß einen Außenborder. Damit mußte sie wegkommen.
»Ist noch genügend Benzin da?« fragte Bill.
Evita verstand nicht.
Bill wiederholte die Frage.
»Ja… ich glaube«, stotterte das Mädchen.
Evita hatte kaum ausgesprochen, da stand der Reporter schon an der Reling. Seine Augen bot sich ein Bild des Schreckens.
Die Leiche war nicht versunken. Deutlich erkannte Bill, daß der Tote auf dem Wasser schwamm. Das Mondlicht gab eine makabre Beleuchtung.
Ellen, die Frau des Toten, kniete im Boot, hatte die Hände halb erhoben und starrte auf die Wasserfläche. Bill konnte ihr Gesicht nicht sehen, da sie ihm die Seite zuwandte, aber was die Frau in diesen Sekunden durchmachte, mußte die Hölle sein.
Und jemand schwamm im Wasser.
Zwei Zombies!
Sie gingen ebenfalls nicht unter. Mit ungelenken Bewegungen hielten sie sich an der Oberfläche, paddelten manchmal wie junge Hunde, ließen sich von den Wellen tragen und kamen dem Schlauchboot immer näher.
Ellen mußte sie einfach sehen, doch sie reagierte nicht. Der Anblick hatte sie geschockt.
Bill war verzweifelt. Er wäre gern ins Wasser gehechtet, um Ellen zu helfen, doch er konnte seine Familie nicht im Stich lassen.
»Kapp das Tau!« brüllte er mit sich überschlagender Stimme.
Ellen hörte nicht.
Sie hatte nur Augen für ihren toten Mann, der von der Dünung auf und ab bewegt wurde und langsam davontrieb.
Da nahm Bill die Axt. Um an das Tau zu gelangen, mußte er über die Reling klettern. Drei Stufen stieg er die Leiter hinunter, streckte seinen Körper, hielt sich mit der linken Hand fest und holte mit der rechten weit aus.
Die Schneide hieb gegen das straff gespannte Seil. Fetzen flogen, aber das Tau hielt.
Noch zweimal schlug Bill zu.
Er kappte das Tau. Es fiel nach unten und klatschte ins Wasser.
Mehr konnte Bill nicht tun. Er hoffte nur, daß Ellen jetzt die Nerven behielt.
Eine Welle trieb das Schlauchboot nach vorn und gegen die Bordwand. Ellen verlor das Gleichgewicht. Für den Bruchteil einer

Sekunde hatte Bill Angst, die Frau würde ins Wasser fallen, doch sie kippte nach hinten, ins Boot hinein.

»Den Motor!« schrie Bill. »Himmel, laß den Motor an!«

Ellen erhob sich. Auf Händen und Knien blieb sie hocken und starrte zu Bill hoch.

»Laß den Motor an!«

Sie schüttelte den Kopf, verstand nicht oder wollte nicht verstehen. Bill Conolly war verzweifelt. Ewig konnte er hier nicht hockenbleiben, denn auf dem Deck hatten die Zombies inzwischen freie Bahn.

Er kletterte schweren Herzens zurück.

Die beiden Frauen hielten sich nicht mehr an der Reling auf, sondern waren zum Heck der Yacht gelaufen, wo auch die Liegestühle standen.

Drei Untote verfolgten sie.

Ein weiterer tauchte dort auf, wo Bill gerade an Bord kletterte.

Der Reporter war in Fahrt. Bevor die lebende Leiche reagieren konnte, packte Bill mit einer Hand das Haar der Bestie, riß daran und schleuderte sie über seinen Kopf.

Der Zombie fiel ins Wasser.

Jetzt befanden sich noch sieben auf dem Deck. Bill war allerdings sicher, daß die übrigen drei wieder hochklettern würden.

Ein höllisches Spiel.

Er schaute zu den Frauen hin.

Da Sheila auf Johnny achtgeben mußte, hatte es Evita übernommen, sich und die beiden anderen zu verteidigen.

Sie hatte einen zusammengeklappten Liegestuhl gepackt und schwang ihn kreisförmig über ihren Kopf. Damit hielt sie die gräßlichen Monster auf Distanz.

Sie kamen nicht ran.

Irgendwann würden sie merken, daß es auch andere Waffen auf dem Schiff gab, z.B. diese Liegestühle. Und wenn sie die in die Finger bekamen, sanken die Chancen noch mehr.

Bill Conolly eilte den beiden Frauen zu Hilfe.

Mit einem Rundschlag räumte er den ersten aus dem Weg. Die Bestie fiel zwischen die anderen Liegestuhl und riß sie mit um. Dem zweiten jagte er einen Tritt in die Kniekehlen. Der Untote fiel. Dann war Bill bei den Frauen.

Und da hatte er die Idee.

»Ins U-Boot, schnell!« schrie er.

Sheila schaute ihn verständnislos an. »Wir sollen wirklich…?«

»Ja, verdammt.«

»Und dann?«

»Lasse ich euch runter.«

»Aber du?«

»Ich komme schon zurecht.« Bill bückte sich und schnappte einen

Liegestuhl.
Eine Sekunde später lag der nächste Zombie am Boden, stand jedoch sofort wieder auf.
Evita war zum Boot gelaufen. Es hing noch immer an der Winde und schwebte außenbords. Um einsteigen zu können, mußte man die auf Deck liegende Leiter nehmen.
Evita hob sie schon an und stellte sie gegen die Bordwand des Kleinbootes.
Bill drängte seine Frau und Johnny vor. »Beeilt euch!« rief er, denn die Untoten sammelten sich und kamen in einer Kette auf die Menschen zu.
Es wurde kritisch, denn ab jetzt zählte jede Sekunde.
Evita Torres kletterte bereits die Leiter hoch. Das Mädchen war sehr nervös, zweimal rutschte es aus, fiel jedoch nicht zurück, sondern fing sich wieder.
Sie erreichte die Einstiegsluke.
Die war verschlossen.
Evita Torres suchte verzweifelt nach einer Möglichkeit, die Luke zu öffnen. Bill, der einen raschen Blick auf das U-Boot riskierte, sah die Bemühungen des Mädchens.
»Die beiden Hebel, Evita!« rief er. »Du mußt die beiden Hebel umlegen!«
Das Mädchen begriff nicht.
»An den Seiten der Luke!«
Da endlich hatte Evita die beiden Stellen gefunden, und sie klappte die Hebel hoch.
Jetzt konnte sie die Luke nach oben heben.
Freier Einstieg.
Die Untoten waren näher gekommen. Vielleicht noch zehn Schritte trennten sie von Sheila, Bill und Johnny. Sheila hatte ihren Sohn wieder auf den Arm genommen.
Beschwörend schaute sie Bill an. »Fahr mit uns! Bleib nicht auf dem Schiff, bitte…«
Der Reporter schüttelte den Kopf. »Es geht nicht. Ich muß Hilfe herbeiholen!«
»Aber wie?«
»Auf der Brücke ist bestimmt die Funkanlage noch okay. Damit kann ich es packen. Steig du in das Boot und halte dich in der Nähe der verdammten Yacht auf. Du wirst es auch bedienen können. Alles ist beschriftet. Und jetzt geh!«
Als Sheila nicht gehorchte, umfaßte Bill ihre Hüften und drückte seine Frau auf die Leiter zu. Evita Torres war bereits im Innern des Kleinbootes verschwunden.
»Gib auf den Jungen acht«, sagte Bill mit schwerer Stimme zum

Abschied. Er hatte nicht einmal Zeit, seiner Frau einen Kuß zu geben, denn die ersten Untoten waren schon heran.

Bill griff einen Liegestuhl.

Wie ein Berserker schlug er zu. Er drosch die Untoten zur Seite, daß sie das Gefühl haben mußten, ein Wirbelsturm wäre zwischen sie gefahren.

Der Reporter verschaffte sich und vor allen Dingen seiner Frau Sheila Luft.

Auch Sheila wankte die Leiter hoch. Als sie die zweitoberste Sprosse erreicht hatte, tauchte Evita auf. Sie streckte die Arme aus und nahm den Jungen an sich.

Mit ihm verschwand sie wieder im Boot.

Sheila warf noch einen Blick zurück. Sie sah einen Bill, der heldenhaft gegen die verdammte Übermacht der Zombies kämpfte.

Der Reporter setzte alles ein, er war nicht unterzukriegen. Jeden Schlag begleitete er mit einem Schrei und verschaffte sich dadurch Luft. Bill stand so geschickt, daß es keinem Untoter gelang, in seinen Rücken zu kommen.

Sheila betete. Ihre Lippen zitterten. »Bitte, lieber Gott, laß ihn den Kampf gewinnen. Gib uns eine Chance!«

»Steig ein!« schrie Bill.

Sheila gehorchte. Evita half ihr dabei, und schon bald verschwand Sheila in der Luke.

Dann wurde sie zugeklappt.

Bill sah dies aus den Augenwinkeln. Und er wuchs jetzt über sich hinaus. Er startete einen gewagten Ausfall, drosch die Zombies wieder zu Boden, feuerte den Liegestuhl dann weg und rannte zurück zur Winde.

Sie arbeitete per Knopfdruck.

Es quietschte, als sich das U-Boot langsam dem Meeresspiegel entgegensenkte. Die beiden Frauen glitten an Bill vorbei. Der Reporter sah durch das Sichtfenster ihre schreckensstarren Gesichter.

Dann mußte er sich wieder um die Untoten kümmern. Diesmal wehrte er sie mit den Fäusten ab, sprang zur Seite und schaute über die Reling.

Das U-Boot hatte die Oberfläche fast erreicht. Hoffentlich reagierte Sheila jetzt richtig. Denn die beiden Halteseile ließen sich auch automatisch lösen. Die Vorrichtung dafür befand sich im Innern des Bootes!

Ja, die Seile fielen.

Bill war beruhigt.

Die Frauen hatte er aus der Gefahrenzone geschafft. Doch was war mit Ellen Dorland geschehen?

Er mußte es wissen.

Wie ein Sprinter startete der Reporter, rannte an der Backbordseite entlang und warf einen Blick über die Reling.

Jäh erstarrte er.

Seinen Augen bot sich ein schreckliches Bild.

Im Boot saß ein Zombie.

Die übrigen zwei befanden sich im Wasser und hielten eine weibliche Person umklammert.

Ellen Dorland.

Sie war tot…

***

Das Klettern wurde zu einer wahren Schinderei. Und nicht nur die gefährlichen Steine machten uns zu schaffen, sondern auch die verdammte Dunkelheit. Schließlich hatten wir unbekanntes Terrain betreten, wir kannten uns nicht aus und konnten jeden Augenblick abrutschen.

Myxin blieb immer dicht hinter mir. Einmal mußten wir blitzschnell in Deckung gehen, weil dicht unter uns die Menge hermarschierte. Beide warfen wir uns zu Boden und preßten uns eng gegen die noch warmen Steine.

Die Menge hatte einen Weg eingeschlagen, der kaum breiter war als zwei nebeneinander liegende Handtücher. Alle bewegten sich auf ein Plateau zu, das die höchste Stelle an diesem Teil des Strandes bildete.

Dort sollte Suko sterben.

Ich ließ die Leute vorbei und schaute mich um. Das Plateau war nicht nur über den Weg zu erreichen, sondern auch von der anderen Seite. Und die mußten wir gehen.

»Komm mit!«

Geduckt bewegten wir uns weiter. Ich hob meine Füße höher als normal, denn überall lagen Steine herum. Wenn wir gegen sie stießen und sie hinunterfielen, waren die anderen gewarnt. Das konnten wir auf keinen Fall brauchen.

Bis jetzt kamen wir noch einigermaßen gut voran, dann jedoch wurde der Weg steiler. Wir mußten klettern, allerdings auf Händen und Füßen.

Eine Art Rinne führte in die Höhe.

Dort lief wahrscheinlich der Regen ab. Wasser und Wind hatten Löcher in den Felsen gerissen, so daß wir an diesen Stellen einen relativ guten Halt fanden.

Myxin blieb jetzt zurück.

Ich wollte auch nicht auf ihn warten, denn Sukos Leben stand auf des Messers Schneide.

Inzwischen hatten die Insulaner, der Weiße Magier und der gefesselte Suko das Plateau erreicht.

Ich sah sie über mir.

Einige Einwohner waren am hinteren Rand stehengeblieben und leuchteten mit ihren Fackeln. Leider verdeckten sie mir die Sicht auf den Weißen Magier und Suko.

Ich versuchte, so leise wie möglich zu sein, und ich kam dem Plateau immer näher.

Schon spürte ich den Geruch der Fackeln. Sie waren an der oberen Hälfte mit Pech bedeckt, das einen dunklen Qualm verbreitete.

Ich war den Kerlen nahe.

Die übrigen Insulaner hatten das Plateau nicht betreten können, dafür war es zu klein.

Das empfand ich als Glück.

Bevor ich die letzten Yards hochkletterte, warf ich noch einen Blick zurück.

Myxin war dicht hinter mir. Er winkte mir zu. Sein grünliches Gesicht schimmerte etwas bleich, und ich sah das Grinsen um seine schmalen Lippen.

Die Fackelträger standen wie eine Wand. Der Weiße Magier sprach mit Suko. Was sie sagten, konnte ich nicht verstehen, denn das Rauschen der Brandung übertönte jedes andere Geräusch.

Jetzt wurde es kritisch.

Ich lag bereits so dicht hinter den drei Wächtern, daß ich sie mit der Hand hätte greifen können.

Die Versuchung war zwar groß, doch ich hielt mich zurück. Statt dessen zog ich mich eine Idee höher, bis ich über den Plateaurand schauen konnte.

Ich blickte zwischen den Beinen der Fackelträger hindurch.

Und ich sah Suko.

Ungefesselt…

Langsam schritt er auf den gegenüberliegenden Rand des Plateaus zu. Links von ihm stand der Weiße Magier. Er ließ soeben seinen Arm nach unten sinken.

Und rechts?

Dort sah ich die vier Leibwächter. Sie waren bewaffnet. Zwei von ihnen hoben ihre Schwerter, um sie dem Chinesen in den ungedeckten Rücken zu schleudern…

***

Bill Conolly atmete auf.

Die Frauen waren außer Gefahr.

Vorerst…

Aber nun sollte es ihm an den Kragen gehen, denn die Untoten hatten keineswegs aufgegeben. Sie wollten sein Leben. Zu lange schon hatten sie sich mit ihm herumgeschlagen.

Der Reporter drehte sich von der Reling weg. Er konnte Ellen Dorland und ihren Mann nicht mehr sehen. Zudem waren beide Körper von den Zombies unter Wasser gezogen worden. Was dort mit ihnen geschah, daran durfte Bill gar nicht denken.

Er würde vor allen Dingen dafür sorgen, daß den anderen Frauen und seinem Sohn nichts geschah. Das allein zählte für Bill Conolly.

Natürlich wollte auch er den Untoten nicht in die Klauen fallen, es würde allerdings schwer sein, da eine Lösung zu finden.

Der Reporter warf einen Blick auf die Brücke. Er sah die grüne Beleuchtung hinter der Scheibe. Licht brannte also noch. Hoffentlich waren auch die Instrumente okay.

Die Zombies hatten eingesehen, daß die Frauen ihnen entkommen waren. Nun wollten sie sich an Bill schadlos halten. Ihn suchten sie als ihr Ziel aus.

Die Zombies gingen im Halbkreis. Bill ließ sie kommen.

Jetzt, da er wußte, daß sich Sheila, Johnny und Evita in relativer Sicherheit befanden, spürte er plötzlich eine innere Kälte, und er wurde ruhiger.

Sie tappten näher.

Es kostete Bill Conolly Überwindung, stehenzubleiben, doch er mußte seinen Plan einhalten. Wenn er jetzt losstürmte, hatten es die Zombies näher zur Brücke.

Das wollte Bill auf jeden Fall vermeiden. Ihm ging es um Sekunden.

Ein Untoter stolperte über den im Weg liegenden Liegestuhl. Er fiel hin, fing sich jedoch sofort wieder und torkelte weiter.

Noch wartete Bill ab.

Dann aber, als die Untoten nur noch drei Schritte von ihm entfernt waren, jagte er los.

Wie ein Rammbock zerstörte er den Halbkreis. Beide Fäuste gebrauchte er, die seelenlosen Geschöpfe segelten rechts und links zur Seite, prallten auf die Planken, überschlugen sich und waren aus dem Rhythmus gebracht.

Nichts anderes hatte Bill gewollt.

Und der Weg zur Brücke war frei!

Selten in seinem Leben war der Reporter so schnell gelaufen. Seine Füße schienen das Deck kaum zu berühren. Er jagte an dem Niedergang zu den Kabinen vorbei, passierte auch ein Rettungsboot, das sie erst gar nicht benutzt hatten, weil sie es noch abfieren mußten und das zuviel Zeit gekostet hätte und erreichte den Aufgang zur Brücke. Diese Treppe war ziemlich breit. Sie besaß rechts und links einen Handlauf.

Bill hetzte die Leiter hoch.

Die Tür zur Brücke stand offen.

Der Reporter jagte hinein und drosch die Tür sofort hinter sich zu.

Seine Blicke flogen durch den Raum.

Zahlreiche mahagoniverkleidete Konsolen, ein Kreiselkompaß, Tiefenmesser, Radarkonsolen – und die Funkanlage.

Bill atmete auf.

Ein Kopfhörerpaar hing von der Konsole und baumelte dicht über dem Boden.

Davor stand ein Drehstuhl. Und Bill sah noch mehr. Ein Schränkchen, das nicht fest im Boden verankert war, aber ziemlich stabil aussah.

Der Reporter öffnete die Tür.

Es war ein Kühlschrank, mit Holz verkleidet und vollgefüllt mit nicht alkoholischen Getränken.

Der Kühlschrank brachte Bill auf eine Idee. Die Zeit wollte er sich nehmen.

Er packte den Schrank, strengte sich ungeheuer an und schob ihn auf die Tür zu. Dicht davor stellte er ihn ab. Wer jetzt auf die Brücke wollte, mußte erst den Kühlschrank zur Seite schieben, das würde Mühe genug kosten. Es war fraglich, ob die Zombies überhaupt die Kraft besaßen.

Bevor Bill Conolly sich den Kopfhörer überstreifte, warf er einen Blick über Deck.

Längst waren die Zombies aufgestanden. Sie wußten auch, wo Bill steckte, denn sieben Untote orientierten sich in Richtung Brücke.

Sollten sie…

Bill setzte sich an den Tisch und streifte den Kopfhörer über. Vor ihm stand der große graue Kasten. Zahlreiche Hebel und Knöpfe stachen dem Reporter ins Auge. Er mußte sich kurz orientieren.

Funken konnte Bill zwar, doch es reichte nur für den Hausgebrauch. Auf jeden Fall wußte er, wie er die Anlage einzuschalten hatte.

Augenblicklich drangen Geräusche aus dem Kopfhörer. Schwach vernahm er Stimmen.

Bill atmete auf.

Doch wie sollte er sich melden? Er suchte nach einer Beschreibung, sah rechts eine in den Tisch eingelassene Schublade und zog sie auf.

Seine Augen wurden groß, als er die Null-Acht entdeckte, die in der Lade lag.

Bill holte sie hervor und schaute nach, ob sie geladen war.

Das Magazin war voll.

Er atmete auf, steckte die Pistole in den Hosenbund und probierte weiter.

Bills Blicke huschten über die Knöpfe und Hebel. Er sah ein kleines Ampere- und ein Voltmeter. Beide schlugen aus.

Da probierte Bill einige Hebel durch.

Und immer wieder rief er durch das kleine Mikrophon vor seinen Lippen ein Wort.

»Mayday… Mayday … Mayday …«

Bill wiederholte es monoton. Er hoffte, daß man ihn irgendwo empfing, und daß Hilfe geschickt wurde.

Erst einmal mußte er sich selbst helfen, denn die Untoten waren auf dem Weg. Als Bill einen Blick über die Schulter warf, da sah er sie durch die große Scheibe.

Sie kletterten die Treppe hoch.

Der Reporter erschrak. Plötzlich bekam er es wieder mit der Angst zu tun. Er hatte seinen Hilferuf in den Äther gejagt, aber noch keine Antwort bekommen.

Und der Tod saß ihm dicht im Nacken.

Jetzt waren sie an der Tür, drückten dagegen, doch sie bekamen sie nicht auf, der abgestellte Kühlschrank war zu schwer.

Bill gewann etwas Zeit. Und doch hatte er Angst, daß die Zombies schneller waren. Sie drängten sich draußen vor der Tür, eine seelenlose, wilde Horde, die nur töten wollte.

Grauenhaft…

Der Reporter schluckte. Immer wieder rief er seinen Notruf in den Äther.

»Mayday, Mayday…«

Dann ein mörderischer Schlag, ein Krachen, ein Klirren und Bersten. Bill fuhr herum.

Zwei Zombies hatten auf einer Seite der Brücke die große Scheibe eingeschlagen.

Die Scherben lagen im Innern, und die Öffnung war so groß, daß die lebenden Leichen bequem hindurchsteigen konnten. Es machte ihnen nichts aus, daß sie sich dabei an den langen Splittern verletzten. Besonders makaber sah der vorderste Zombie aus, in dessen Schulter ein langes Stück Glas steckte.

Ein anderer hatte sein Gesicht zerschnitten, doch nicht ein Tropfen Blut drang aus der Wunde.

Bill Conolly sprang auf. Noch immer schrie er seinen Notruf. Verdammt, hörte ihn denn keiner? Es mußten doch Schiffe in der Nähe sein, das hier war doch kein leeres Meer. Hier herrschte Betrieb, hier fuhren Dampfer…

»Mayday… Mayday …«

Und dann bekam Bill Antwort.

Er vernahm plötzlich eine quäkende Stimme. Zuerst achtete er gar nicht darauf, dann zuckte er wie elektrisiert hoch.

»Hallo, Mayday, geben Sie Ihren Standort durch! Hallo, hören Sie mich. Geben Sie Ihren Standort und den Namen des Schiffes durch. Hallo…«

Selten in seinem Leben war der Reporter so aufgeregt gewesen wie in diesen Augenblicken.

»Seabird!« rief er. »Wir befinden uns in Gefahr. Werden von Untoten angegriffen. Brauchen Hilfe, schnell, schnell…«

Danach hatte Bill Conolly keine Zeit mehr, weiterzusprechen, denn der vorderste Zombie faßte bereits nach ihm. Bill zuckte zurück, fiel wieder auf den Stuhl und merkte plötzlich den Druck an seinem Magen.

Dort steckte die Null-Acht.

Der Reporter riß sich den Kopfhörer herunter und zog seine Waffe. Dann schoß er.

Bill jagte drei Kugeln aus dem Magazin, und jeden Schuß begleitete er mit einem wilden Schrei…

***

Evita Torres schloß hastig die Luke. Im letzten Augenblick, denn das U-Boot sackte in die Tiefe.

Das Insel-Mädchen hatte sich den hinteren Platz ausgesucht, Sheila saß vor ihr, mit Johnny auf dem Schoß. Der Kleine lachte und fragte: »Warum kommt Daddy denn nicht mit?«

»Bitte, sei ruhig«, erwiderte Sheila mit zitternder Stimme.

Das U-Boot tauchte. Es kippte nach vorn ab. Gehetzt flogen Sheilas Blicke über die Anzeigen der Instrumente. Es war zwar alles beschriftet, doch die Buchstaben verschwammen vor Sheila Conollys Augen.

Dann hatte sie den richtigen Kontakt gefunden. Der Motor lief plötzlich.

Das U-Boot glitt nach vorn.

Sheila wurde ruhiger. Auch Johnny sagte nichts mehr. Nur die Luft war schrecklich. Man konnte sie kaum atmen. So schwül und feucht. Sheila fiel ein, daß das Boot mit Sauerstofftanks ausgerüstet war. Sie schaltete sie ein.

Sofort wurde es besser.

»Wir dürfen nicht zu weit vom Schiff weg«, sagte Evita.

Bills Frau nickte. Sie schaute auf den Tiefenmesser.

20 Yards unter dem Meeresspiegel. Das war zu tief. Sheila gelang es, das U-Boot in die Waagerechte zu bringen und sogar steigen zu lassen.

Langsam glitt es höher.

Die beiden Frauen schauten aus dem Sichtfenster. Eine schwarzgrüne Umgebung hüllte sie ein. Zu sehen war so gut wie nichts. Da dachte Sheila an den Scheinwerfer. Sie schaltete ihn ein.

Sofort zerschnitt der helle, breite Strahl die grünschwarze Wasserwand. Einige Fische zuckten erschreckt zur Seite und verschwanden wieder im Dunkel der See.

Noch immer stieg das Boot.

Und dann glaubte Sheila, verrückt zu werden.

Plötzlich schwammen drei Zombies auf die Bugspitze des U-Boots zu. Ihre starren Augen glotzten in das Sichtfenster, Arme und Beine bewegten sich wie im Zeitlupentempo.

Doch nicht nur die drei Untoten waren zu sehen, sondern auch noch zwei weitere Leichen.

Die Dorlands…

Sie trieben an dem Boot vorbei. Sheila hatte den Eindruck, als würden Ellen und Dennis sie anklagend anschauen.

Sie wandte den Kopf.

Auch Evita Torres zitterte. Sheila vernahm ihre leise gesprochenen Gebete.

Die Leichen trieben vorbei. Von der Unterwasserströmung wurden sie belegt wie Spielzeuge. Die Zombies hatten die im Boot hockenden Frauen gesehen.

Zwei Opfer!

Der kleine Johnny versuchte ebenfalls durch das Sichtfenster zu schauen, doch Sheila drückte seinen Kopf nach unten. Er sollte von dem Grauen verschont bleiben.

Ein Zombie hob die rechte Hand. Er schlug sie gegen das Sichtfenster, die Faust rutschte nach unten ab. Es fehlte ihm die Kraft, das Fenster einzuschlagen. Zudem bremste auch das Wasser seine Schläge. So kamen die Untoten nicht zum Ziel.

Einer kreuzte den Lichtschein. Sein aufgedunsenes Gesicht zeigte einen höhnischen Ausdruck. Wenigstens glaubte Sheila dies, und sie erhöhte die Geschwindigkeit.

Der Zombie kam nicht schnell genug weg. Der Bug des U-Boots prallte gegen seinen Körper. Er wurde zur Seite gedrückt und ruderte mit beiden Armen.

Mehr geschah nicht.

Sheila drehte den Kopf. »Sollen wir fliehen?« fragte sie.

»Wohin?«

»Stimmt auch wieder. Außerdem ist Bill noch oben auf der Yacht.« Bei dem Gedanken an ihren Mann begann Sheila wieder zu weinen. Sie hatte ihn in einer wahren Hölle zurückgelassen, und es war unklar, ob er es schaffte, mit der Meute fertig zu werden.

Aber irgendwann würde sie auftauchen. Sie hielt diese Ungewißheit nicht mehr aus.

Sheila kam sich in einer grünschwarzen Hölle wie gefangen vor.

Zudem reichte der Sauerstoff nicht ewig. Einmal mußten sie an die Oberfläche.

Was würden sie vorfinden?

Zombies und…

»Nur keinen Toten«, flüsterte Sheila Conolly und dachte dabei an ihren Mann Bill…

***

Ich durfte keine Sekunde zögern. Wenn ich es dennoch tat, war Suko verloren.

Plötzlich wußte der eine Fackelträger nicht mehr, wie ihm geschah. Er wurde hochgehoben und fiel nach vorn. Die Fackel rutschte ihm aus der Hand und rollte über das Plateau.

Dann war ich voll da.

Wie ein Krebs die Scheren, so breitete ich meine Arme aus und hieb beide Fäuste in die Rücken der Kerle, die ihre Waffen auf Suko schleudern wollten.

Die Wucht trieb sie zur Seite.

Einer rollte bis dicht an den Rand des Plateaus, konnte sich nicht mehr fangen und fiel nach unten, wo er von der wartenden Menge aufgefangen wurde.

Der zweite Kerl lag noch benommen auf dem Fels.

Ich war gedankenschnell bei ihm und hieb dem völlig Überraschten das Kurzschwert aus der Hand.

»Suko!« gellte mein Schrei.

Der Chinese flirrte herum.

Das war auch nötig, denn die beiden anderen bemalten Gestalten griffen zu ihren Waffen, während die Fackelträger der Auseinandersetzung bisher zusahen.

Suko griff die Leibwächter an.

In dem Chinesen hatte sich in der letzten Zeit eine ungeheure Wut angestaut, und die ließ er jetzt an den Kerlen aus.

Er kam über sie wie das berühmte Donnerwetter.

Der erste Kerl rammte Suko mit der Schulter. Er stieß ihn kurzerhand zu Boden, so daß er dann gar nicht mehr daran dachte, seine Waffe zu ziehen.

Der zweite jedoch reagierte schnell. Geschickt wich er einem Faustschlag aus. Er schaffte es zwar nicht mehr völlig, doch der Schlag streifte ihn an der Schulter, und der Bemalte wurde herumgerissen.

Dann säbelte Suko mit der Handkante zu.

Ächzend ging der Bursche in die Knie.

Das geschah genau in dem Moment, wo Myxin die Plattform betrat. Er sah das, was Suko nicht erkennen konnte.

Einer der niedergeschlagenen Leibwächter hatte sein Kurzschwert gezogen.

Myxin sprang ihn an.

Der Mann, in kniender Haltung, wurde nach vorn geworfen und fiel aufs Gesicht.

Suko bemerkte die Aktion aus den Augenwinkeln. Er kreiselte herum, grinste, sagte »Danke« und riß das Schwert aus der Hand des auf dem Boden liegenden Mannes.

Jetzt war auch der Chinese bewaffnet.
Ebenso wie ich.
Ich hatte meine Chance optimal genützt. Bevor die anderen mitbekamen, was eigentlich Sache war, hatte ich den Weißen Magier im Griff. Er konnte gar nicht so schnell reagieren, da hing ich ihm schon an der Figur. Mein Griff riß ihn zurück, ich hob den rechten Arm, und plötzlich funkelte die Klinge vor seinen Augen.
»Alles klar?« keuchte ich. »Eine Bewegung nur, und du bist tot, Caligro.«
Der Weiße Magier stand stocksteif. Er wagte sich nicht zu rühren, hatte den Kopf halb verdreht, und ich konnte ihm von der Seite her ins Gesicht schauen.
Es war bleich geworden.
Selbstverständlich hatten die übrigen Insulaner mitbekommen, was auf dem Plateau geschehen war. Nur hatten sie keinen Führer, der sie zu einem geschlossenen Angriff antrieb. Sie standen nach wie vor auf dem Weg und wußten nicht, was sie unternehmen sollten. Als sich trotzdem einige auf das Plateau zubewegten, schrie ich:
»Bleibt stehen, oder Caligro ist ein toter Mann!«
Sie gehorchten.
Ich atmete auf und schaute mich erst einmal um. Es sah für uns gar nicht so schlecht aus.
Suko hatte schwer aufgeräumt. Von den vier Leibwächtern lagen drei auf dem Plateau und wagten nicht, sich zu rühren. Ihre Blicke waren starr auf den Weißen Magier gerichtet. Suko hatte sich bewaffnet. Myxin trug die Dämonenpeitsche. Hier allerdings brauchte er sie nicht einzusetzen, wir hatten es ausnahmsweise mit normalen Gegnern zu tun. Zombies sah ich nicht.
Hatten wir schon gewonnen?
Nein, höchstens einen Teilsieg errungen, denn jetzt mußten wir Caligro von der Insel schaffen. Er sollte vor ein Gericht gestellt und abgeurteilt werden. Unzählige Morde gingen auf sein Konto. Ich dachte dabei an die Unglücklichen, die den Haien vorgeworfen worden waren.
Etwas fehlte noch.
Meine Waffen.
Und danach fragte ich Caligro.
»Ich habe sie nicht«, behauptete er frech, und mir war klar, daß er log.
»Willst du hier sterben?« zischte ich.
Er schwieg.
Da mischte sich Suko ein. »Sieh mal unter seinem Gewand nach«, forderte er mich auf.
Das war eine Idee. Ich hörte, wie Caligro scharf die Luft ausstieß.

Wahrscheinlich hatte Suko mit seiner Vermutung recht gehabt. Die Waffen mußte er dort verborgen haben.

Ich senkte meinen linken Arm. Den rechten hielt ich weiterhin so, daß die Klinge des Schwerts dicht vor seiner Kehle zitterte.

Die Spannung wuchs.

Niemand wagte sich zu rühren, aber jeder stand auf dem Sprung.

Machte ich irgendeinen Fehler, war es vorbei.

Caligro krümmte sich etwas zusammen, als meine Finger über seinen Brustkorb glitten.

»Bleib ruhig!« zischte ich.

Er hielt inne.

Im nächsten Moment verschwand meine Hand in einer Falte seines Umhangs.

Und da fühlte ich den Beutel! Mit den Waffen natürlich. Er hing an irgendeinem Haken. Blitzschnell riß ich ihn los und zog meine Hand wieder zurück. Die Finger glitten dabei über den Stoff. Ich spürte unter den tastenden Kuppen die Umrisse des Kreuzes, meinen Dolch und auch die Beretta.

Aber noch eine zweite Waffe.

Das mußte die Druckluftpistole sein, die man Suko abgenommen hatte. Plötzlich ging es mir besser, und ich konnte mir ein leichtes Lächeln nicht verkneifen.

Noch immer sprach niemand ein Wort. Nur von den Felsen her war das Donnern der Brandung zu hören. Gespenstisch zuckte das Licht der Fackeln über das Plateau, malte Schatten auf unsere Gesichter und ließ sie zu dämonischen Masken werden.

Und einer der Fackelträger reagierte.

Es war unser Fehler, daß wir mehr auf Caligro und seine drei Leibwächter geachtet hatten und weniger auf die Fackelträger. Wie auch die anderen Insulaner waren sie ihrem Meister treu ergeben.

Der erste warf seine Fackel.

Er schleuderte sie buchstäblich aus dem Handgelenk. Bevor ich noch eine Abwehrbewegung machen konnte, raste etwas Rotes, Glühendes auf mich zu.

Es war ein riskantes Unternehmen, und ich hätte auch die Chance gehabt, Caligro zu töten, doch das brachte ich einfach nicht fertig. Statt dessen warf ich mich zur Seite.

Die Fackel traf mich nur an der Schulter, wurde abgelenkt und prallte Caligro gegen die Brust. Dann fiel sie zu Boden.

Einen Herzschlag später gellte Caligros Stimme auf. »Tötet sie. Werft sie den Haien zum Fraß vor!«

***

Vor der Mündung der Null-Acht blitzte es auf.

Bill Conolly jagte die Geschosse aus dem Lauf. Und alle drei Kugeln trafen den Zombie aus kürzester Distanz.

Sie hieben in die Brust des seelenlosen Leibes, doch sie zerstörten ihn nicht. Nur die Wucht der Einschläge warf die lebende Leiche zurück. Sie fiel gegen die nachrückenden Artgenossen und riß zwei von ihnen zu Boden.

Mit einem satten Klirren brach die Scherbe ab. Nur noch ein Fragment blieb im aufgedunsenen Fleisch des Zombies stecken.

Bill sprang auf.

Seine Blicke irrten durch den Kontrollraum der Brücke. Wo sollte er hin?

Höchstens noch Sekunden, dann hatten sie ihn, denn alle sieben Zombies drängten sich jetzt in den Raum.

Bill lief über die Konsolen. Zwei Leichen schnitten ihm den Weg ab und wollten nach seinen Füßen greifen.

Der Reporter trat zweimal zu, und die Wesen kippten zurück.

Er sah das Fenster.

Seine einzige Chance.

Mit einem gewaltigen Satz sprang der Reporter auf eine Radarkonsole und stieß sich ab.

Noch steckten Scherben in der Fassung. Bill riß sie mit heraus, als er durch das Fenster auf Deck sprang. In der Luft kugelte er sich etwas zusammen, kam hart auf und rollte sich sofort nach vorn und damit über die Schulter ab.

Dann stand er wieder.

Die Zombies bewegten sich noch auf der Treppe. Deutlich hoben sich die gräßlichen Gestalten vom grünen Licht der Beleuchtung ab.

Sie mußten sich erst orientieren, denn Bill hatte ihnen durch seine schnelle Flucht ein Schnippchen geschlagen.

Der Reporter lief rückwärts auf die Reling zu. Kurz davor drehte er sich um und schaute über Bord.

Er suchte das U-Boot.

Im ersten Augenblick sah er es nicht, dafür jedoch etwas anderes.

Ein Zombie kletterte die Leiter hoch.

Plötzlich bekam Bill einen ungeheuren Haß auf diese verdammten Bestien.

Drei Kugeln steckten noch im Magazin.

Eine reichte.

Bill senkte den Arm, ließ den Zombie noch zwei Tritte höherkommen und drückte ab.

Er traf den Schädel.

Der Untote konnte sich nicht mehr halten, bekam das Übergewicht und kippte ins Meer.

Der Reporter wußte, daß er nicht tot war. Diese Bestien konnte man

nur töten, indem man ihnen den Kopf abschlug, oder sie mit geweihten Silberkugeln traktierte. Nicht so, wie Bill es getan hatte.

Dann sah er das U-Boot. Das heißt den Scheinwerfer. Unter Wasser leuchtete ein heller Fleck und faserte an seinen Rändern auseinander. Er bewegte sich auch weiter, Bill konnte die Fahrt des U-Bootes gut verfolgen.

Also hatte Sheila es geschafft.

Wenigstens etwas.

Ein Körper klatschte aufs Deck. Einer der Zombies hatte sich kurzerhand aus dem Fenster und damit von der Brücke fallen lassen. Ein zweiter folgte.

Beide richteten sich sofort auf, um den an der Reling lauernden Reporter in die Zange zu nehmen.

Bill überlegte blitzschnell. Für ihn gab es zwei Alternativen.

Entweder blieb er auf Deck und kämpfte, oder er sprang ins Wasser und enterte das Schlauchboot.

Die zweite Möglichkeit war besser, und Bill entschied sich auch dafür.

Er warf einen Blick über die Reling.

Das Schlauchboot war nicht mehr an einem Tau mit der Yacht befestigt, die Dünung hatte es ein ganzes Stück weitergetragen. Bill machte soeben noch die Umrisse aus. Für einen guten Schwimmer jedoch war das keine Entfernung. Außerdem konnten die Zombies nicht so schnell schwimmen wie ein normaler Mensch.

Der Reporter zögerte nicht mehr, zudem ihm schon die ersten Untoten ziemlich dicht auf die Pelle gerückt waren. Sie streckten bereits die Arme aus und wollten nach ihm greifen.

Bill kletterte auf die Reling, drehte sich dort und stieß sich dann ab.

In einem eleganten Bogen sprang der Reporter der Meeresoberfläche zu.

Die Zombies prallten gegen die Reling und stierten ihm nach.

Bill Conolly tauchte ein.

Glatt und sicher ging das. Er stieß unter Wasser, hatte noch sehr viel Schwung, glich ihn geschickt aus, drehte ab und kam an die Oberfläche.

Eine Welle trug ihn hoch. Bill Conolly schüttelte sich das nasse Haar aus dem Gesicht und schaute sich um.

Ganz in der Nähe schwamm der Zombie, dem er die Kugel gegeben hatte. Er sah schrecklich aus. Der Schädel war zur Hälfte zerstört. Trotzdem lebte der Untote noch. Und er griff Bill an. Er paddelte auf den Reporter zu.

Der hatte keine Lust, sich auf einen Kampf einzulassen, tauchte elegant unter und glitt an dem Zombie vorbei. Mit langen Stößen schwamm er auf das Schlauchboot zu.

Es ist gar nicht so einfach, im offenen Meer zu schwimmen. Auch wenn kaum Wind herrschte, waren die Wellen doch schwerer zu durchpflügen als die in einem Pool.

Bill Conolly wurde oft überspült und auch hin und wieder zurückgeworfen. Er schluckte Wasser, hustete, spie und keuchte, behielt aber die Richtung bei.

Hoch und nieder trugen ihn die Wellen. Bill konnte das Schlauchboot besser sehen, schon erschien der wulstige Rand dicht vor seinen Augen. Noch ein letzter Kraulstoß, und der Reporter packte zu.

Er zog sich an das Schlauchboot heran und kletterte hinein. Erschöpft ließ er sich zu Boden sinken.

Er hatte bestimmt 200 Yards zurückgelegt, wenn nicht noch mehr.

Bills Blicke kreisten über die Wasserfläche. Noch immer sah er den hellen Fleck des Scheinwerfers. Und das U-Boot mit den Frauen und dem kleinen Johnny bewegte sich jetzt wieder näher auf die Yacht zu.

Aber auch die Zombies sah Bill.

Sie hatten ihn verfolgt.

Die drei wollten ihr Opfer nicht entkommen lassen. Der Mordinstinkt trieb sie dazu.

Bill bewegte sich zum Bootsheck, zog an der Kurbel und ließ den Außenborder an.

Das heißt, er wollte es, doch das Ding stotterte nur. Ein zweiter Versuch.

Wieder nichts.

»Hoffentlich ist der nicht abgesoffen«, murmelte der Reporter und schielte über Bord, denn die verdammten Leichen hielten direkt auf ihn zu, und sie waren dabei schon verflixt nahe gekommen.

Wieder zog Bill.

Nur das Stottern.

Da klatschte die erste Leiche ihre Hand auf den Bootsrand. Bill hörte das Geräusch, wirbelte herum und zog noch einmal.

Diesmal sprang der Motor an.

Als sich der Zombie gerade ins Boot schwingen wollte, bekam es Stoff. Mit dem Bug zuerst stieg es hoch. Am Heck quirlte das Wasser zu schaumigen Streifen auf. Die Hand des Monsters rutschte ab. Der Körper klatschte zurück ins Wasser.

Bill hatte frei Fahrt. Er atmete auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

Geschafft!

Er hätte plötzlich jubeln können, denn nun konnten die lebenden Leichen anstellen, was sie wollten. So schnell wie das Boot lief, schwammen sie nicht.

Dann sah Bill plötzlich weit im Norden ein Licht aufblitzen. Gespannt wartete er ab.

Aus dem Licht wurde ein Scheinwerfer, der über die Wasserfläche strich. Das Rettungsboot nahte.

Bill hörte die Megaphonstimme, sprang auf und winkte wie besessen. Er winkte noch und schrie, als der Scheinwerfer ihn bereits blendete und sein Schlauchboot von der Bugwelle des Polizeikreuzers hochgedrückt wurde…

***

Suko, der Chinese, wurde zum Tiger.

Außer den Fackelträgern hatte er noch drei Gegner vor sich. Suko nahm den Kampf auf.

Den ersten schleuderte er in die Menge, dem zweiten jagte er seine Handkante gegen den Kiefer, und nur der dritte riß plötzlich seine Waffe hervor.

Er stach nach Suko.

Der Chinese hatte ebenfalls ein Schwert erbeutet. Die Klingen klirrten gegeneinander, und dieses klirrende Geräusch vernahm auch ich.

Ich kämpfte gegen Caligro.

Der Weiße Magier war wie von Sinnen. Er sprang mich an und wollte mir seine zehn Finger durchs Gesicht ziehen. Ich ließ meine Waffen fallen und riß die Hände hoch.

Caligros Finger klatschten dagegen.

Dann konterte ich mit einem Faustschlag.

Der Weiße Magier gurgelte auf und taumelte zurück. Sein Gesicht verzerrte sich, wurde zu einer Fratze, aus der mir Haß und Wut entgegenstrahlten.

Dieser Mann wollte meinen Tod.

Noch immer…

Jetzt standen wir uns wieder gegenüber, starrten uns an, doch ich wurde abgelenkt, als ein brauner Körper mit grell bemaltem Gesicht an mir vorbeiflog und über dem Rand der Klippen verschwand.

Dafür hatte Suko gesorgt.

Der Chinese war in seinem Element.

Er kämpfte verbissen und setzte all seine Routine ein, denn es waren mehr Gegner geworden.

Die Fackelträger griffen in den Kampf ein.

Sie warfen sich von zwei Seiten auf den Chinesen zu. Über ihre Lippen drangen unartikulierte Laute, als sie mit den brennenden Fackeln zuhieben.

Suko sprang zurück, ließ die rechte Hand niedersausen und führte einen Schwertstreich von unten nach oben.

Er traf.

Plötzlich hielten die beiden Kerle nur noch die Hälfte der Fackelstiele in den Händen. Die brennenden Oberteile lagen am Boden.

Myxin griff an.
Der kleine Magier sprang den einen Kerl an und stieß ihn auf die Rückseite der Felswand zu, wo wir hochgeklettert waren.
Der Bursche verschwand.
Suko kümmerte sich inzwischen um den anderen. Mit einem gezielten Tritt beförderte er ihn zu Boden.
Jetzt wurden auch die Schwertkämpfer vorsichtig. Doch Suko ließ ihnen keine Zeit, lange zu überlegen.
Er griff an.
Das Schwert hielt er in der Rechten. Er bewegte es blitzschnell, trieb die Kerle vor sich her und mußte erst zurück, als sie einen tollkühnen Gegenangriff starteten.
Ich kämpfte inzwischen mit Caligro.
Ich hatte die Zähigkeit des Weißen Magiers unterschätzt. Der Haß war für ihn eine ungeheure Triebfeder, denn er gab nicht auf.
Ein Faustschlag hatte ihn zurückgeschleudert, sofort kam er wieder hoch, warf sich gegen mich und klammerte sich an mir fest.
»Die Haie!« keuchte er. »Ich werde dich den Haien zum Fraß vorwerfen! Du sollst verrecken!«
Der Kerl war nicht mehr zurechnungsfähig, und er schaffte es in der Tat, mich nach hinten zu drücken, auf den Rand des Plateaus zu.
Von den Insulanern griff niemand an. Gespannt beobachteten sie den Kampf zwischen den beiden gegnerischen Parteien, und vielleicht merkten sie auch, daß sie bisher zu dem Falschen gehalten hatten. Caligro war ein Scharlatan, ein Killer, ein Magier – aber kein Mensch, der andere regieren konnte.
Caligro gab nicht auf.
Ich ließ meine Handkanten auf seine Schultern sausen. Er zuckte zusammen und schrie, ließ aber nicht los, sondern schob mich näher an den Abgrund.
Verdammt auch…
Ich versuchte es mit einem Hüftwurf. Dafür trat der Magier gegen mein Schienbein.
Wieder glitt ich zurück, diesmal mit Schmerzen. Und dann hob ich ihn hoch, es war ein blitzschneller Ausfall, auf den er nicht vorbereitet war.
Gleichzeitig ließ ich den Weißen Magier auch los.
Caligro stürzte zu Boden.
Er rollte sich noch einmal um die eigene Achse, kam sofort wieder auf die Beine und glitt zur Seite weg, um meinem nächsten Schlag auszuweichen.
Von mir aus gesehen, tauchte er nach links.
Und dort befand sich der Rand des Plateaus.
Plötzlich schwebte sein Fuß in der Luft. Unwillkürlich schrie Caligro

auf, wollte sich noch herumwerfen, doch an dem glatten Fels rutschte er ab.

Ich stürmte vor, warf mich der Länge nach hin und bekam Caligro an der Kutte zu fassen.

Meine Finger gruben sich in den Stoff, während der Weiße Magier schon über dem Abgrund zappelte.

Tief unter mir gurgelte und schäumte das Wasser. Lang lag ich auf dem Boden, konnte gegen das Meer schauen, das vom Mondlicht beschienen wurde.

Dann stockte mir der Atem.

Deutlich sah ich die dreieckigen Flossen, die die Wellen noch vor der auslaufenden Brandung zerschnitten.

Die Haie waren da!

Das erste Opfer hatte sie angelockt. Und vielleicht hatten wir deshalb auch keinen Schrei gehört. Der Mann war ins Wasser gefallen, von den Strudeln in die Tiefe gezerrt worden, und dann waren die Haie da.

Eine grausame Art zu sterben.

Und es sah ganz so aus, als stünde Caligro das gleiche Schicksal bevor, falls ich ihn nicht rettete.

Er machte es mir verflucht schwer. Schrie und zappelte, versuchte sich mit den Beinen irgendwo an den Felsen abzustützen, was ihm nicht gelang, denn die Wand war zu weit von ihm entfernt.

Plötzlich riß der Stoff.

Ich hörte es nicht, merkte nur, daß der Magier ein Stück tiefer rutschte.

Hart biß ich die Zähne zusammen.

Mit der anderen Hand wollte ich auch noch zugreifen, es blieb beim Vorsatz. Die Kutte hielt das Gewicht des Menschen nicht aus.

Der Stoff war dafür nicht geschaffen.

Ich beugte mich weiter vor, wollte eine Hand oder die Haare des Magiers fassen, es war zu spät.

Die Kutte riß.

Ein Schrei – gellend und markerschütternd, dann raste der Körper in die Tiefe.

Er fiel senkrecht, aber da waren die zahlreichen Felsvorsprünge und Klippennasen, wo er immer wieder antickte. Caligro war sicherlich schon tot, bevor er zwischen den Klippen unten an der Brandung zerschellte.

Ich hatte ihm nicht mehr helfen können.

Auf einmal waren die Haie da. Vier, fünf Flossen stachen durch das Wasser, wühlten es auf, und die ewige Brandung verschluckte alle anderen Geräusche.

Der Herr von Caligro Island war tot.

Ich stand auf.

Suko winkte mir zu. Er hatte seine Gegner tatsächlich geschafft.

Ich lächelte und wandte mich dann an die gaffende Menge. »Geht nach Hause«, rief ich auf spanisch. »Verschwindet. Es ist besser so!«

Sie zögerten, trollten sich nach und nach doch.

Für uns war der Job noch nicht beendet. Es konnte sein, daß sich einige Zombies auf der Insel aufhielten. Jetzt, da ich meine Waffen wieder zur Verfügung hatte, fühlte ich mich sicherer.

Wir fanden noch welche.

Vier lebende Leichen irrten am Rande des Dschungels umher.

Um Munition zu sparen, erledigte Suko sie mit der Dämonenpeitsche, die er dann lächelnd einsteckte, sehr zum Ärger Myxins, der jedoch keinen Ton sagte.

Anschließend begaben wir uns zum Hafen. Wir wollten, wenn es Tag geworden war, endlich von dieser verdammten Insel runter.

***

Es war ein schauriges Bild.

Starke Scheinwerfer leuchteten ein Stahlnetz an, das vom Hebekran des Polizeibootes gehalten, über dem Wasser schwebte. Innerhalb des Netzes bewegten sich die lebenden Leichen. In einem heldenhaften Einsatz war es den Polizisten gelungen, die Untoten einzufangen.

Bill stand allein an Deck. Sheila, Johnny und auch Evita waren im Schiffsbauch verschwunden. Sie wollten die Szene nicht mit ansehen.

Benzindunst zog über das Wasser.

Der Captain gab das Zeichen.

Dann schossen seine Männer kleine brennende Pfeile durch die Stahlmaschen des Netzes.

Die benzingetränkten Zombies fingen sofort Feuer. Plötzlich stand eine lodernde Fackel über dem Meer.

Bill Conolly wandte sich ab.

Er hörte unmenschliche Laute, die selbst ihn das Grauen lehrten.

Und er konnte begreifen, warum die Polizisten sich bekreuzigten.

Sie waren zum Stillschweigen verurteilt worden. Diese Gelübde würden sie wohl nie brechen.

Sheila warf sich ihrem Mann an die Brust, als er die Kabine betrat. Bill streichelte sie, und seine Blicke glitten ins Leere, während er bereits an das neue Ziel dachte, das sie am Morgen anlaufen würden.

Caligro Island!

***

War das eine Überraschung, als die Conollys plötzlich mit der Yacht auftauchten. Ein Polizeikreuzer hatte sie in Schlepp genommen.

Natürlich gab es eine ungeheure Menge zu berichten. Wir erfuhren von den Unterwasserleichen und von der Magie des Caligro, die auch noch auf eine große Entfernung hin gewirkt hatte.

Die Besatzung der Yacht und auch die Dorlands wurden unter der Erde der fremden Insel zur letzten Ruhe gebettet.

Wir standen am Grab und sprachen ein letztes Gebet.

Nur Myxin hielt sich zurück. Vor der Abfahrt fragte ich ihn.

»Willst du mit uns?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Er lächelte. »Weil ich immer das Gefühl haben werde, für euch nur ein Hindernis zu sein.«

Bill, Suko und ich protestierten gemeinsam, doch Myxin ließ sich von seinem Entschluß nicht abbringen.

»Ihr werdet schon wieder von mir hören. Irgendwann, denn ich muß meine Kräfte zurückhaben. Vielleicht ist es gut, wenn ich nicht bei euch bin, so sehe und lerne ich mehr.«

Dann drehte er sich um und ging, während wir den Polizeikreuzer bestiegen.

Langsam legte das Schiff ab.

Wir standen an der Reling und winkten. Bill hatte seinen kleinen Sohn auf dem Arm. Evita Torres stand zwischen den Conollys. Sie wollte weg von der Insel und woanders von vorn anfangen.

Auch Myxin winkte.

Er sah irgendwie verloren aus. Schließlich wurde seine Gestalt kleiner, dann war sie ganz verschwunden.

Ich dachte bereits an London und fragte mich, welches Abenteuer mir wohl als nächstes bevorstand.

Was es auch war, einfach würde es nicht sein.

Nein, das war es nie.

Mit diesen Gedanken legte ich mich in die Koje und war sofort eingeschlafen…

***ENDE des Zweiteilers***